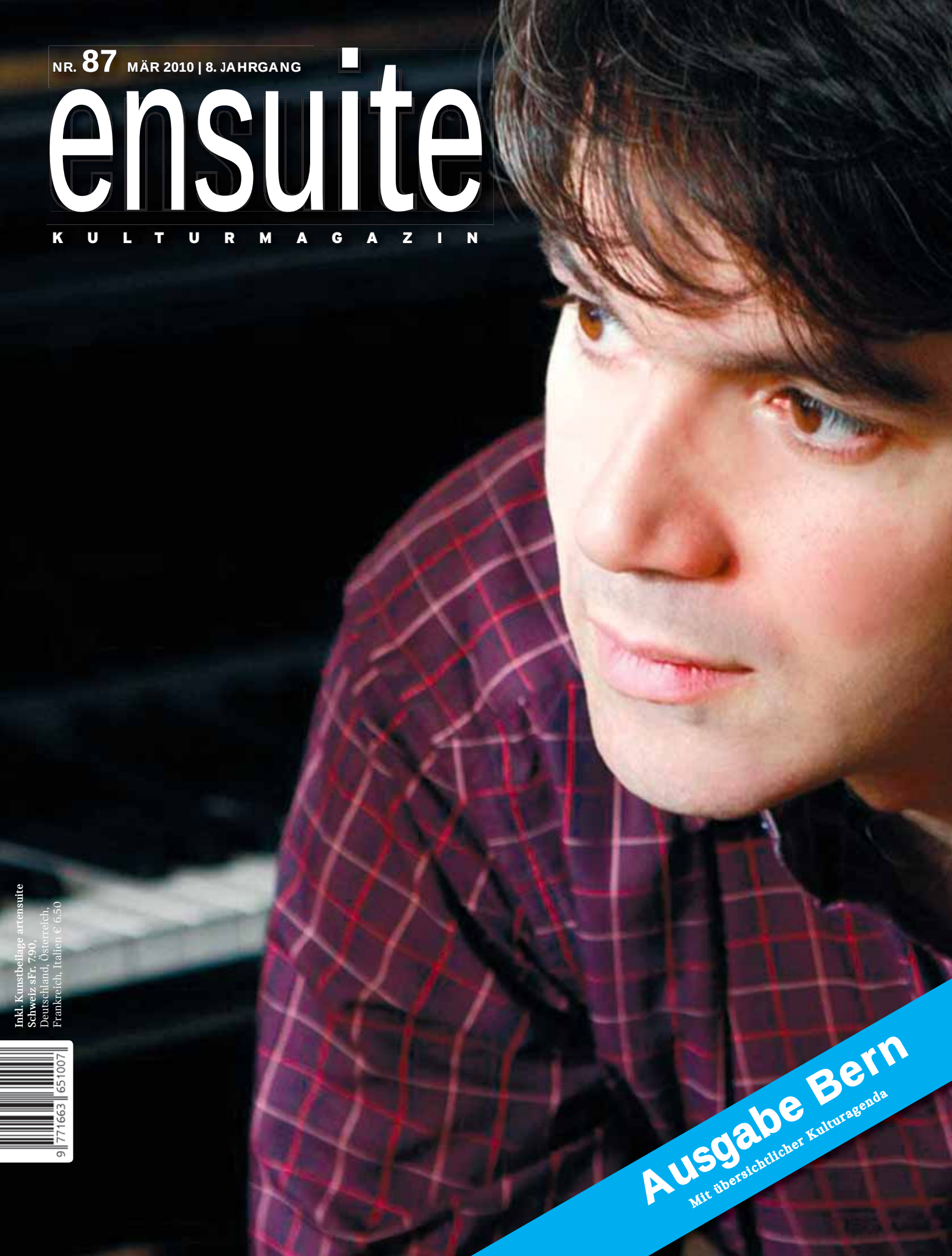
NR. 87 MÄR 2010 | 8. JAHRGANG

ensuite

KULTURMAGAZIN



Ausgabe Bern

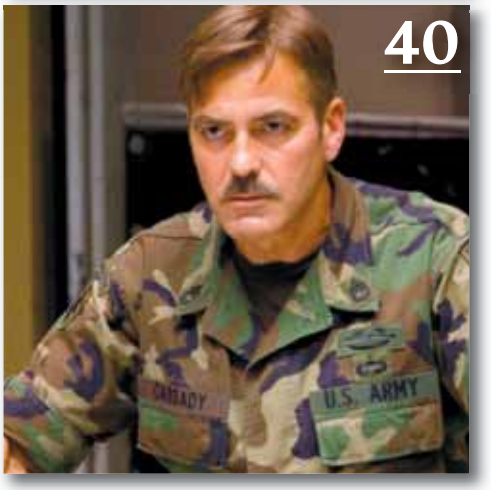
Mit übersichtlicher Kulturagenda

Inkl. Kunstbeilage artensuite
Schweiz sFr. 7.90,
Deutschland, Österreich,
Frankreich, Italien € 6.50

9 771663 651007

HAUTNAH
les Dessous

MÜNSTERGASSE 47 3011 BERN TEL/FAX 031 312 14 01



PERMANENT

6 Senioren im Web

6 Kurznachrichten

8 Kultur der Politik

9 Cartoon / Menschen & Medien

11 Épis Fines

13 Lesezeit

14 Filosofenecke

15 Literatur-tipps

30 Insomnia

35 Listening Post

40 Tratschundlaber

40 Das andere Kino / Programm

44 Impressum

45 Kulturagenda Bern
66 Kulturagenda Biel
70 Kulturagenda Thun

Bild Titelseite: Pietro de Maria, Klavier (Italien) spielt am 27.03. im Zentrum Paul Klee in Bern

5 Kulturessays

5 Macht Kultur! - statt Machtkultur.
Von Lukas Vogelsang

10 ... mit Aussicht auf Fleischbällchen
Von Barbara Roelli

11 Black is beautiful
Von Simone Weber

44 Von Jägern und Sammlern
Von Isabelle Haklar

13 Literatur

13 Seit jeher unterwegs
Von Konrad Pauli

14 Literathun
Von Lejla Šukaj

16 Architektur

16 Haus mit Sonne und Aussicht
Von Anna Roos

17 Tanz & Theater

17 Die Antwort einer Kunsthochschule auf das aktuelle Theater
Interview von Matthias Nawrat

19 7 Rubel für Europa
Von Alexandra Portmann Bild: zVg.

20 Release! Eine Technik?
Von Kristina Soldati – Die Anfänge

22 Was aber ist Musik? Was ist dieser Klang, der dir Heimweh macht?

22 Spiel mit der eigenen Identität
Von Fabienne Naegeli

23 Die Odyssee – frei nach Homer vom Puppentheater Roosaroos
Von Irina Starmanns

24 «Ich bin ein fürchterlich verzettelter Mensch»
Interview von Guy Huracek

27 Music & Sounds

27 Soul aus der Pannonischen Tiefebene
Interview: Luca D'Alessandro

28 «Ich bin sehr konservativ»
Von Luca D'Alessandro.

30 Recycling als ultraromantische Vision
Von Pascal Mülchi

31 «Stretchin' out»
Von Heinrich Aerni

32 Das Berner Symphonieorchester - Teil 2
Von Karl Schüpbach

33 4 Tage sinnliche Zeitreise – Barock meets Black Tiger

34 CD-Anspieltipps

38 Kino & Film

38 Zimmer 202
Von Sonja Wenger

40 «The men who stare at goats» und «Precious: Based on the novel Push by Sapphire»

41 The Marsdreamers
Von Morgane A. Ghilardi

ensuite.ch

24.

WWW.FIFF.CH

INTERNATIONALES FILMFESTIVAL FREIBURG

FESTIVAL FRIBOURG

13.-20.03.2010

SICHERN SIE SICH JETZT IHRE TICKETS!

EDITORIAL

Macht Kultur! - statt Machtkultur.

Von Lukas Vogelsang

Kulturförderung ist ein heisses Eisen. Ich bin nicht – wie oft fälschlicherweise angenommen wird – gegen Kulturförderung oder die Mitmischung der öffentlichen Hand in kulturellen Angelegenheiten. Aber durch meine Arbeit werde ich mit Situationen konfrontiert, die zum Denken anregen. Oftmals sind es Relationsfragen, die ich nicht klären kann, also Verhältnisse, die mir suspekt vorkommen. Als Aussenstehender und Beobachter erhält man da ganz andere Blickwinkel. Ich will aber keine Beispiele nennen.

Natürlich ist es immer schwierig, wenn die Politik zu sehr in die Förderungsstrukturen eingreift, weil politische Tendenzen selten etwas mit kulturellem Verständnis oder Interesse zu tun haben. Dumm nur, dass Kulturförderung immer Politik ist. Erfreulich hingegen ist festzustellen, dass jene Politik, die verstanden hat, dass Kulturförderung ein Verwaltungsauftrag ist und kein «Machauftrag», effektiv funktioniert und eben zum «Macht Kultur!» motiviert, die wiederum ihren Teil in die Politik, in die Gesellschaft zurückspielen kann. In den letzten zwei Jahren hat sich in dieser Hinsicht gesamtschweizerisch viel bewegt. Zwar wurden alte Strukturen auseinandergerissen, wie zum Beispiel beim Film oder bei der Pro Helvetia, und viele KünstlerInnen und Institutionen bangen deswegen um ihre Existenz oder müssen sich in einem neuen und schwierigen Umfeld definieren und behaupten. Aber tendenziell ist der eingeschlagene Kurs positiv zu werten. Eben, die öffentliche Hand nimmt mehr und mehr die Verwaltungsfunktion in einer anderen Form war. Man bedenke, Kulturförderung ist selber in einem schwierigen Umfeld einer sich dauernd wechselnden Struktur. Die politischen und wirtschaftlichen Winde, personeller Wechsel in Ämtern, verändern die Kursmöglichkeiten andauernd. Umso wichtiger also, dass die Gesetzbebungen, die Konzepte und die Verwaltungsapparate so transparent, neutral und personenunabhängig gebaut werden wie nur möglich. Diese Prozesse sind für aussenstehende manchmal schwer nachzuvollziehen – entsprechend können die Reaktionen sein.

Einen solch positiven Wandel hat die Stadt Bern hinter sich. Die neu veröffentlichte Liste der gesprochenen Beiträge 2009 vom Amt für Kulturelles der Stadt Bern (im Internet auf www.bern.ch unter Kulturförderung zu finden) ist ein spannendes Kulturaktions-Dokument aus der Hauptstadt geworden. Zwar könnte die Liste noch mehr Inhalt liefern und dabei auch gleich als Tätigkeitsbericht oder eine Art «Lexikon der städtischen Kulturprojekte» dienen, doch wir sind schon froh, überhaupt eine solche Transparenz zu haben. Darin liest sich der eingeschlagene Weg der überarbeiteten Abteilung Kulturelles, welcher jetzt nach zwei Jahren sichtbar wird und die Umsetzung oder Interpretation des Kulturkonzeptes dieser Stadt. Die Abteilung selber ist kaum mehr in den Schlagzeilen, generell in den Medien nicht präsent, jedoch beginnt das kulturelle Schaffen spürbar wieder zu «blubbern» – wie vor zehn Jahren. Dabei waren die Voraussetzungen vor zwei Jahren alles andere als einfach.

Sobald die öffentliche Hand zu sehr in den kulturellen Raum eingreift, stirbt der Geist der kulturellen Selbstfindung. Das heisst zum einen, nicht zuviel Geld zu verteilen und andererseits, vorsichtig zu sein mit dem öffentlichen Einfluss. Ich bin deswegen über Zürich erstaunt, eine so grosse bedeutende Stadt, die im Vergleich zu früher (60er- und 70er-Jahre) kaum mehr eine solche kulturelle Eigendynamik präsentieren kann. Im Vergleich: In Bern zählen wir pro Woche 200 bis 250 kulturelle Happenings. In Zürich sind es ebenso viele – doch die Stadt ist mindestens dreimal grösser als Bern.

Kultur stirbt nicht aus, sie verändert sich nur. Und das Kulturverhalten einer Gesellschaft kann gesteuert werden – es braucht dafür Raum. Und diese Räume werden durch das politische Bewusstsein definiert. Deswegen: Zürich war auch mal an einem anderen Punkt – und es kann auch durchaus wieder dahin zurück. Bern hat dies ja auch bewiesen.

Dank für die finanzielle Unterstützung an:

KulturStadtBern

Erziehungsdirektion des Kantons Bern

SENIOREN IM WEB

Von Willy Vogelsang, Senior

Haben Sie einen Hund? Oder eine Digitalkamera? Reisen Sie, oder wandern Sie im Emmental oder in der Sahara? Pflegen Sie ein ganz besonderes Hobby? Wohnen Sie auf der Rigi oder am Bodensee?

Und möchten Sie Ihre Erlebnisse mit anderen Menschen teilen, mit-teilen? Der Zugang zum Internet ist dafür eine ideale Sache und entspricht offenbar einem zeitgemässen Bedürfnis. Es zeigt sich zum Beispiel auf der grössten schweizerischen Plattform für die Generation 50+ deutlich in deren Foren. Da wird über alles berichtet, gefragt, diskutiert und getratscht, was gerade für den Schreibenden wichtig genug scheint.

Diesem Community-Trend wird auch im neuen Kleid des Seniorweb.ch eine hohe Bedeutung und sehr vielgestaltigen Raum gegeben. Alfons Bühlmann, der Verantwortliche für den Inhalt der Website, kündigte es in seinem Newsletter vor Monatsfrist an (es stand in meiner letzten Kolumne in dieser Zeitung). Einen Beitrag oder eine eigene Fotografie zu einem Thema in einem Forum anzufügen ist dabei noch die einfachste Art der Kommunikation. Ein eigenes Thema anzureissen oder eine Frage zu stellen braucht schon mehr Initiative. Und erst einen eigenen Blog (im Webzeitalter eine Art Tagebucheintrag im Internet) zu eröffnen, benötigt unter Umständen Mut, Selbstvertrauen und eine kleine Portion Know-how.

Sie schreiben nicht gerne über sich? Aber sind neugierig, was andere tun und erleben? Sie hören oder lesen gerne, was diese bewegt, was sie tun und erleben? Dann sind Sie dabei! Ich bin sicher, irgendwann entdecken Sie das Stichwort, das Sie herauslockt aus der Reserve. Sie geben sich durch Ihre Registrierung eine Identität, ein Profil und sind damit berechtigt, sich einzubringen.

Übrigens geschieht dies nicht nur auf der Internetplattform selbst sondern auch in realen Gruppen, die sich meist spontan regional oder zu einem besonderen Ereignis zusammenfinden. Die Kontakte bekommen ein Gesicht; die Begegnungen und Gespräche sind herzlich; der Händedruck beim Abschiednehmen freundschaftlich.

Ja, auch Sorgen und Probleme menschlicher oder gesundheitlicher Art werden in diesem Miteinander-Teilen nicht fehlen. Wie könnte es anders sein. Vielleicht finden Sie so zu einer Antwort oder zu einer Lösung. Schliesslich haben «Die Herbstzeitlosen» ihre Ziele und Träume auch über das Internet erreicht! Versuchen Sie es auch unter ...

www.seniorweb.ch
informiert · unterhält · vernetzt

Kurznachrichten

Chinderliecht

Von Matthias Kuhn Bild: zVg.

Am 20. März 2010 spielen Schülerinnen und Schüler des Konservatoriums Bern in einem Konzert mit dem Berner Ensemble La Strimpellata Werke von Heinz Holliger, die für Kinder und Jugendliche geschrieben sind. In Holligers Sammlung «Chinderliecht» sind unter anderem zwei Mileva-Lieder enthalten, Vertonungen von Gedichten der sechs- bis zehnjährigen Mileva Demenga. Die heute 25-jährige Studentin (Germanistik/ Philosophie) schreibt über ihren Bezug zu diesen Kompositionen.

Kinder und Musik – ein Thema, das den Komponisten Heinz Holliger seit längerem beschäftigt. Damit steht er in einer langen Tradition von Komponisten, die explizit Stücke für Kinder und Jugendliche schrieben, so zum Beispiel Bachs «Inventionen», Schumanns «Album für die Jugend» oder Ravels «Ma mère l'oye». Insbesondere in Ungarn ist Kinderpädagogik ein Gebiet, mit dem sich auch die zeitgenössischen grossen Komponisten intensiv beschäftigen. In Bartóks Mikrokosmos wird das Ganze im Kleinen und das Kleine im Ganzen aufgespürt und gleichzeitig eine Art Rechenschaftsbericht über das eigene Komponieren dargelegt. Sándor Veress, der Lehrer von Heinz Holliger, gibt dem Kind in seiner Sammlung Fingerlarks bewusst die Möglichkeit zur Mitgestaltung der Stücke. Veress Schüler Kurtág verfolgte diese Linie und erarbeitete mit einer Kinderpsychologin eine Sammlung von Kinderstücken, in der insbesondere das Haptische des Kindes berücksichtigt wird. Dabei soll es lernen, die Angst vor falschen Tönen zu verlieren.

Heinz Holliger will Kindern einen besonders sinnlichen Zugang zu Musik ermöglichen und ihnen zeigen, dass Musik Teil ihres täglichen Lebens und somit eng mit Tanzen, Singen und Geschichten-Erzählen verbunden ist. Die Kinder sollen die Scheu vor dem Ungetüm Klavier verlieren und zugleich lernen, dass die Musik die verlässliche, zutrauliche Freundin jedes Kindes sein möchte. In diesem Prozess des Vertraut-Werdens mit dem Instrument spielt die Sprache und die Sprachähnlichkeit der Musik eine wichtige Rolle. Holligers Sammlung Chinderliecht enthält verschiedene Kinderstücke für Klavier, die durch Sprechen oder Singen begleitet werden sollen. Der enge Bezug zur Sprache wird zum einen dadurch deutlich, dass die meisten Stücke eine Geschichte erzählen – so hat Holliger ein ganzes Grimmmärchen zu einer «Etüde über d'Intervall» vertont. Zum anderen greift er auf viele alte Kinderlieder zurück und verortete seine Stücke in der langen Tradition des Wiedererzählens und Nachsingens von Kindergeschichten und Kinderliedern.

Eben dieses Konzept der Musik als Klangsprache bestimmt heute meinen Bezug zu den Mileva-Liedern. Als ich zu Weihnachten 1994 einige Gedichte in einem Büchlein zusammenstellte und Familie und Bekannten schickte, nahm ich selbst Klavierunterricht am Konservatorium Bern. Später entdeckte ich aber vermehrt die Sprache als mein erstes Ausdrucksmedium, was mich schliesslich auch zum Entscheid, Germanistik zu studieren, bewogen hatte. Ich war aber unglaublich stolz, als ich Ende Jahr 1994 die Partituren

meiner vertonten Gedichte in den Händen hielt. Als ich die Mileva-Lieder zum ersten Mal hörte, fand ich die Musik schön und seltsam zugleich.

Holliger hat zwei technisch weniger anspruchsvolle Mileva-Lieder in die Sammlung Chinderliecht aufgenommen, obwohl er sie nicht als Kinderstücke betrachtet. Er sieht sie vielmehr als Lieder, die seinen eigenen Lebensbogen beinhalten und ihn an die Anfänge des eigenen Komponierens führen. So greift er in Mileva III eine Operettenmelodie auf, die ihn zu seinem ersten Lied, das er als 17-Jähriger geschrieben hatte, inspiriert hatte.

Auch für mich selbst ist die «Chinderliecht»-Sammlung eng mit der Vergangenheit verbunden, erzählen Stücke wie «Am Tigi sis underbrochene Mittagsschlöfli» oder «Böckligumpe» doch Begebenheiten aus meinem Kinderalltag. Besonders berührt mich aber das an einen Choral erinnernde Stück «Dr Schutzängu». Holliger hat es für mich geschrieben, als ich nach einem schweren Reitunfall im Spital lag. Bei diesem auch vierhändig zu spielenden Stück verzichtet Holliger auf begleitende Worte – hier spricht die Musik ihren Segen allein durch moderne, transzendent-ätherisch anmutende Harmonien.

La Strimellata Bern
«Chinderliecht» – Schtückli für chliini u grossi Ching
In Zusammenarbeit mit den Klavierklassen der Musikschule des Konservatoriums Bern
Leitung: Matthias Kuhn

Samstag, 20. März 2010, 17h
Zunftsaal zu Webern
Gerechtigkeitsgasse 68, 3011 Bern

25 JAHRE SPANNENDE, AKTUELLE MUSIK

Das 1985 als Sextett (fl, kl, perc, pf, vl, vc) gegründete ensemble für neue musik zürich widmet sich ausschliesslich dem zeitgenössischen Musikschaffen. Die Musiker planen und konzipieren ihre Programme in eigener Regie. Im Bedarfsfall wird die Stammformation um zusätzliche SängerInnen und InstrumentalistInnen erweitert. Jahrelange, kompromisslose und selbstbestimmte Arbeitsweise sowie eine unkonventionelle Programmgestaltung führte schliesslich zum Erfolg. Jedes Projekt, jede künstlerische Entscheidung und auch die finanziellen Vermarktungsrisiken werden von den Musikern gemeinsam getragen. Zu den besonderen Anliegen des ensembles für neue musik zürich zählt die Förderung noch nicht etablierter, junger Komponistinnen und Komponisten aus dem In- und Ausland.

In über 250 Uraufführungen von Werken, die grösstenteils im Auftrag des ensembles entstanden und diesem gewidmet sind, finden sich in den Programmen Komponistenporträts u.a. von George Crumb, Liza Lim, Noriko Hisada, Hanspeter Kyburz, Franz Furrer-Münch, Dieter Ammann, Johannes Harneit, Jochen Neurath, Elliott Carter, Ysang Yun, Hans Joachim Hespos, Bruno Stöckli, Lukas Langlotz etc. und weitere thematische Konzepte. Das ensemble konzertiert erfolgreich in Europa, Zentralasien, China, Hongkong, Japan, Australien und wird an wichtige Festivals eingeladen. Jetzt ist es Zeit für ein richtiges Jubiläum. (Pressetext)

ensemble für neue musik zürich
Hans-Peter Frehner/ Flöten, Manfred Spitaler/ Klarinetten, Lorenz Raths/ Horn, Lorenz Haas/ Schlagzeug, Viktor Müller/ Klavier, Urs Bumbacher/ Violine, Nicola Romanò/ Violoncello, Anna Trauffer/ Kontrabass
Leitung: Sebastian Gottschick, Andreas Brenner und Jürg Henneberger
Moderation: Daniel Mouthon

Freitag, 19. bis Sonntag, 21. März
25 JAHRE
ENSEMBLE FÜR NEUE MUSIK ZÜRICH
Kulturmarkt Zürich
Zwinglihaus, Aemtlerstrasse 23 8003 Zürich
www.kulturmarkt.ch

Infos: www.ensemble.ch

40 JAHRE THEATER STOK ZÜRICH

Geburtstagsfeier am 26. und 27. März 2010

Als der polnische Theaterregisseur Zbigniew Stok in einem Studentenlokal an der Leonhardstrasse sein Theater provisorisch einrichtete, nahm das Abenteuer im April 1970 seinen Anfang. Nach dem Provisorium wurde ein festes Domizil am Hirschengraben 42 gefunden. Zusammen mit Erica Hänssler hat Stok mit der Weisheit des Narren und allen Schwierigkeiten zum Trotz das Theater 20 Jahre lang, bis zu seinem Tod am 21. August 1990, geführt, bespielt und die Türen seines Theaters offen gehalten. Heute steht es unter der Leitung von Peter Doppelfeld und Erica Hänssler.

Seit Jahren geben sich an dieser Adresse Schauspielerinnen und Schöngeister, Träumer und Tänzerinnen, Magier, Musiker, Gaukler und Geniale, Literaten und Lebenskünstlerinnen die Klinke in die Hand. Den Zauber der Aufbruchstimmung, diese besondere Atmosphäre und seine Unabhängigkeit hat das THEATER STOK bis heute nicht verloren.

Der Name STOK bedeutet: **S**olisten **T**ätige **O**riginale **K**onsequente

Was im «Theatertagebuch» nachzulesen, im «Theatermuseum» zu begehen und im Schaufenster der Website täglich ausgestellt ist, wächst weiter. Das THEATER STOK ruht sich nicht aus, es geht unermüdlich voran auf seiner Bahn.

In 40 Jahren haben sich rund eine Million Besucherinnen und Besucher im THEATER STOK eingefunden. Die Theaterkasse schliesst auch dieses Jahr, wie während 40 Jahren, mit einer schwarzen Null. Es fanden bisher ca. 13000 Anlässe statt mit 1500 verschiedenen

Solisten und Gruppen. Die Subventionierung pro Sitzplatz beträgt aktuell drei Franken.

Zum Jubiläum gibt das THEATER STOK ein tierisch amüsantes Lexikon heraus, in dem alle Theatergattungen in Wort und Bild präsentiert werden und widmet es den unermüdlichen Künstlern sowie dem hochverehrten Publikum. (Erica Hänssler, Peter Doppelfeld / Bild: zVg.)
Infos: www.theater-stok.ch

Kultur der Politik

so rosa

Von Peter J. Betts

«so rosa / wi du rosa / bisch / so rosa / isch / ke loui süsc» – dies ist die erste der beiden Strophen von Kurt Martis bekanntestem Exponat in einem Zyklus von vierzig Werken in Berner Umgangssprache (Copyright by Hermann Luchterhand-Verlag, 1967). Das Gedicht und der Zyklus heissen «rosa loui», und der Zyklus endet mit einem Fünfzeiler «hommage à rabelais», in dem die Schönheit der wüsten Wörter als Brunnen in der Wüste der schönen Wörter besungen wird. Bezeichnend. Höchst aktuell. Leider. Wenig rosige Aussichten. Fühlbar beispielsweise bereits, wenn Marti fast ein Jahrzehnt vorher in einem dreiteiligen Siebenzeiler die Perspektiven der «Grünen Politik» (für deren postulierte Anliegen, soweit echt, sein Herz immer vehement geschlagen hat) sehr realpessimistisch, gewissermassen konkret skizziert: Dort wird der – grüne – Bauer (Landwirt? Autor von Bauten?) zum Bauer (Käfig – ohne Fragezeichen), hinter dessen goldenen Stäben der Vogel Freiheit (dennoch vogelfrei?) singt. Poetische Überlegungen zur Kosten-Nutzen-Ethik? Jene Zeilen finden Sie im Zyklus «republikanische gedichte» (erstes Copyright by Tschudi-Verlag, St. Gallen 1959), noch näher an der Quelle der Konkreten Poesie, deren Vater Eugen Gomringer ist. Ja, der Goldene Käfig – «... Ach, wir Armen!», wie schon Gretchen beim Betrachten von Kostbarkeiten klagt. Ziel der «Grünen Politik» ist nicht nur das Bekämpfen von Atomkraftwerken. Es geht offenbar auch um die Freiheit der Kreatur, die Würde – möglichst – natürlicher Landschaft, das Fördern eines engen Bezugs zwischen den Menschen einerseits und anderseits der Pflanzen- und Tierwelt. Es geht mindestens um Koexistenz, vielleicht gar um das Erleben und Ermöglichen notwendiger symbiotischer Verhältnisse unter «artgerechter» Wahrung der beteiligten Individualitäten. Ökotourismus ermöglicht zum Beispiel, dass der Mensch als halbwegs organischer Bestandteil der Zivilisationsautomatik zum Rest der Erde, einen Bezug entwickelt, ohne ihm übermässig zu schaden. Dazu braucht es möglichst intakte Naturräume. Die echten Bedürfnisse der Menschen und der übrigen Naturexponate müssen erfüllt werden. Geht es um die Quadratur des Kreises? «Blauer Bach gegen grünen Strom» titelt «Der Bund» am 18. Januar den eindrücklichen Artikel von Timo Kollbrunner über eine dieser Zwickmühlen. Viele schöne Wörter sind in der Sache gefallen. Ob am Ende eine Wüste bleibt, in der sogar die Brunnen der wüsten Wörter vertrocknen werden? Die Ausbaupläne des Atomkraftwerks Mühleberg werden mit harten Wörtern und schönen Worten von «den Grünen» (aber keineswegs nicht nur von ihnen) bekämpft. Wasserkraft, Wind- und Sonnenenergie sollen mitweltschonend die nötige Elektrizität produzieren, und parallel dazu soll unser Energieverbrauch rigoros gedrosselt werden. Bevor die AKW-Lobby den Schwanz einziehen muss, kommt ihnen der Kampf gegen den CO_2-Ausstoss wegen der prognostizierten Klimakatastrophe zu Hilfe: Kernenergie ist mitweltfreundlich, wenigstens CO_2-neutral. Dagegen können, dürfen Grüne doch nichts haben, im Prinzip, oder? Auch hier fallen schöne Wörter. Alles geschieht ausschliesslich im Interesse der Umwelt, heisst es. Und natürlich müssen die Wasserkraftwerke ausgebaut werden, besonders auch als Zugeständnis an die Grünen. Und im gleichen Sinne sprechen Exekutive über ihre Ziele, Bäche und Flüsse zu renaturalisieren. Auch hier viele schöne Wörter. Doch rosige Aussichten? Kollbrunner schreibt: «... Kraftwerke haben Tradition im Rosenlauital. Bereits im ersten Jahrzehnt des vergangenen Jahrhunderts wurde «Schattenhalb 1» gebaut. Es sollte den Betrieb der Grossen-Scheidegg-Bahn sicherstellen. Die Bahn wurde nie gebaut, das Kraftwerk aber blieb. 1926 folgte das zweite Werk, im Herbst dieses Jahres wird «Schattenhalb 3» in Betrieb genommen, mit dem der Energiegewinn der beiden älteren Werke optimiert werden soll ... Die Menschen, denen das Erhalten des Tals am Herzen liegt, haben sich dagegen nicht gewehrt, weil sie geglaubt hatten, damit hätten «das Rosenlauital und der Tourismus ihre Schuldigkeit für die Bereitstellung von Energie getan». Auch die Elektrowerke Reichenbach (EWR) hatten ein weiteres Ausbauprojekt erarbeitet, dies aber in unverbriefter Übereinkunft mit den direkt betroffenen Menschen «wohlüberlegt in der Schublade ruhen lassen»; durchaus auch aus Respekt vor dem Wert des «ursprünglichen Tals mit seiner jahrhundertealten Tourismustradition». Es war «eigentlich unbestritten, dass man den Bachlauf vom Gschwandtenmaad bis ins Zwirgi unberührt lassen würde». Vor neun Jahren wurden die EWR von der BKW gekauft. Die BKW hat nun das Sagen. Für die Bernischen Kraftwerke gelten die mündlichen Übereinkünfte nicht. Im Dezember hat die BKW das Konzessionsgesuch für «Schattenhalb 4» eingereicht. Für den Wert von Tal und dem vielfältigen Leben darin hat die BKW wenig Sinn, so lange für sie die Kasse stimmt. Die Betroffenen werden aktiv. Vielleicht werden mit der Zeit auch böse Wörter fallen müssen, bis vielleicht auch dieser Brunnen in der zu erwartenden Kulturwüste vertrocknen muss. «Nach Golde drängt, / Am Golde hängt / Doch alles! Ach wir Armen», sagt Gretchen (Faust I, Abend). Erst vor sehr kurzer Zeit wurde der Verein «schattenhalb 4» offiziell gegründet, gleichnamig wie das Projekt, für dessen Realisation das Konzessionsgesuch eingereicht worden ist. Aber als vehementer Kerntrupp der Gegnerschaft. Es werden tatsächlich wohl auch wüste Wörter fallen müssen: Das enge, gewundene Strässchen eignet sich sicher nicht für den Transport der für das Projekt notwendigen schweren Baumaschinen und das umfangreiche Material. Zuerst wird wohl also die Strasse ausgebaut. Vereinsmitglieder fürchten, dass dadurch eine neue beliebte «Töff-Rennstrecke» und überhaupt ein stark vermehrtes Verkehrsaufkommen zu erwarten sind. Gretchens Gold als Köder: Das ganze Tal bis hin auf die Grosse Scheidegg soll an das öffentliche Stromnetz angeschlossen werden. Kollbrunner: «... damit würde das Rosenlauital seinen Status als CO_2-freier und in Sachen Energie unabhängiger Ferienort verlieren – und damit in einer Zeit, in der Energieeffizienz zu einem immer wichtigeren Gut wird, einem nicht unbedeutenden touristischen Standortvorteil ... Die Folgen der BKW-Bestrebungen, auf Kantonsgebiet CO_2-neutrale Energie, so genannten grünen Strom zu gewinnen, sind aus Sicht des jungen Vereins geradezu paradox (meiner Ansicht nach sogar reichlich zynisch): Im Gegenzug zur Kastration seiner Hauptattraktion, dem Reichenbach, würde das Rosenlauital Strom erhalten, den seine Bewohner nicht wollen (das Hotel Rosenlaui bezieht etwa den benötigten Strom aus einem eigenen Kraftwerk – gespeist von Wasser, das einer Quelle auf eigenem Grundstück entspringt.). Und (es erhält) eine Strasse, die für eine Art von Tourismus sorgen würde, den sie auch nicht wollen. Fürwahr keine rosigen Aussichten.» Der Verein stellt sicher eine leicht übersehbare Minderheit dar – hat das eine Chance in einer Demokratie? Wollen Sie etwas unternehmen? Der Vogel im Rosenlauital wird vielleicht sein Lied der Freiheit hinter goldenen Käfigstäben singen müssen. Eine Frage nach der Kultur einer Politik? So viele implizite Widersprüche, dass die Grünen sich wohl kaum geschlossen dafür werden einsetzen können. Gesichter dürfen doch nicht verloren werden. Anderseits: Sind widerspruchsfreie Kultur, Politik, Kulturpolitik überhaupt möglich? Wäre so etwas überhaupt wünschbar? Gar endlich eine echte Chance und – etwa rosig? Quadratur des Kreises. Konkrete Poesie: graphische Gruppierung wohlüberlegter Worte; den Lesenden ist es überlassen, diese Konstellationen zum Sprechen zu bringen. Kultur als Spielanleitung zum – Handeln?

CARTOON

www.fauser.ch

VON MENSCHEN UND MEDIEN

Souveräne Presseförderung

Von Lukas Vogelsang

Warum auch in die Ferne schweifen, siehe das Unbegreifliche liegt so nah. Da flucht man verstört über die Politik von Berlusconi, über die Willkür in seiner Gesetzgebung, um vor allem sich selbst Vorteile zu verschaffen, doch in Bern liegt ein Paradebeispiel von Sauberpolitik vor der Türe. Ich spreche die Teilrevision vom Gemeindegesetz zu den präzisierten Bestimmungen zum Anzeigerwesen an. Das klingt öde und langweilig, doch das Thema betrifft alle BernerInnen, denn der Anzeiger wird zwangsverordnet in alle Briefkästen verteilt – der Kleber «Stopp Anzeiger» wird missachtet, und die sonst grün-denkende Stadt und deren umliegenden Gemeinden denken gar nicht mehr. Es gibt übrigens ein offizielles Gutachten, welches von den Gemeinden in Auftrag gegeben wurde und von der Webseite www.jgk.be.ch/site/index/agr/agr_gemeinden/agr_gemeinden_amtsanzeiger.htm runtergeladen werden kann. Darin wird eigentlich klar definiert, dass diese Zwangsverordnung Unsinn ist.

Nein, diesmal geht's darum, dass ein neues Gesetz geschaffen werden soll, welches die unklaren oder veralteten Bestimmungen über den Amtsanzeiger regelt. Der erste Vorschlag zur Liberalisierung vom Anzeiger wurde im Januar deutlich verworfen. Amtsmitteilungen haben einen öffentlichen Charakter und müssen deswegen neutral gehalten sein – sprich, eine Amtsmitteilung ist eine Verordnung, eine neutrale Information, und darf nicht politisch, religiös oder sonst in irgendeiner Form tendenziös sein. Interessanterweise wird diese Gesetzeserneuerung gemacht, weil der Anzeiger wirtschaftlich auf einem abgesägten Ast steht. Er muss sozusagen vom «Amtes wegen» langweilig sein. Die Wohnungsanzeigen verschwinden ins Internet und was im Anzeiger an Werbung übrig bleibt, steht auf den letzten Rängen. Wer «liest» dieses Blatt? Und jetzt kommt's: Die Berner Kulturagenda, unsere Markt-Konkurrenz, ist eigentlich Auslöser des Gesetzesdebakels, weil diese als Beilage mit dem Anzeiger vertrieben wird.

Als Beilage ist allerdings falsch, denn der Herausgeber und Verleger ist der Gemeindeanzeiger selbst, somit druckt der Anzeiger seine eigene Beilage und bezahlt natürlich auch keine Beilagetarife. Und genau das ist die hübsche Grauzone, welche ein paar findige Politiker, überraschenderweise allen voran der Grossrat Peter Bernasconi (SP) von Worb, «rasch» (dieses Wort fällt in den Grossratsdokumentationen zuviel) ausnutzen will. Im zweiten Anlauf darf der Anzeiger keine redaktionellen Teile enthalten. Dafür macht man sich pflichtbewusst stark – aber man will bewilligen, dass der Anzeiger jegliche erdenkliche Beilage führen und sich selber auch jeder erdenklichen Zeitung beilegen lassen darf.

Der Grund für diese «Toleranz» ist von Peter Bernasconi gemäss einem Interview der «Berner Zeitung» herzzerreissend erklärt: «Es sei nicht dasselbe, ob ein Artikel im Anzeiger oder in einer Beilage erscheine. Die Beilage sei ein «eigenes Element». Mit diesem Vorschlag würde das Modell legitimiert, das der Anzeiger Region Bern mit der beigelegten «Kulturagenda» begründet hat.» Und, da steht also schwarz auf weiss: «... die Kommission habe keine Regelung gewollt, welche die «Kulturagenda» oder andere bestehende Kooperationen von Anzeigern verhindern würde.»

Lesen Sie, liebe LeserInnen, diesen letzten Absatz nochmals. Bei Berlusconi ging ein Aufschrei über unseren Planeten und durch das globale Kopfschütteln vielen irgendwo ein paar Kokosnüsse zu Boden. Unsere PolitikerInnen finden es aber allem Anschein als selbstverständlich, dass ein illegales Tun, nachträglich durch ein Gesetz legitimiert werden darf. Und dies rasch, wie Peter Bernasconi immer wieder betont. Illegal ist die Aktion vom Anzeiger und der Berner Kulturagenda deswegen, weil eine Beilage beim Amtsanzeiger nur als «eigenständiges Element», als separat gedrucktes und beigelegtes, als Beilage verkauftes Element mit unterschiedlichem Herausgeber, gültig ist – und das ist momentan nicht der Fall. Die Definition, was eine Beilage sei und wie diese gebaut sein müsste, wird in der neuen Gesetzesgrundlage nicht besprochen. Mit dem neuen Gesetz erhält der Anzeiger also erst recht alle publizistischen Freiheiten, mit der offiziellen Zwangsverteilung in alle Briefkästen, mit dem amtlichen Orden, von den Berner Gemeinden und vom Gesetz gestützt, hochoffiziell zugesprochen. Prost.

Essen und trinken

... mit Aussicht auf Fleischbällchen

Von Barbara Roelli Bild: Barbara Roelli

«Wolkig mit Aussicht auf Fleischbällchen» oder in Englisch: «Cloudy with a Chance of Meatballs». So heisst ein Film aus den USA. Genre: Trickfilm. Sein Name geht einem wie eine Wettervorhersage über die Lippen – spätestens bei «Fleischbällchen» schaut man aber irritiert gen Himmel.

So wie es die Bürger der Insel Affenfels in der Geschichte tun. Dann nämlich, wenn die Wolken plötzlich in süssem Rosa erglühn und vom Himmelszelt her wohlgeformte Hamburger schweben. Leicht wie Federn kommen sie auf die Erde nieder, wo sie in Zeitlupe eine Landung vollbringen, der man stundenlang zuschauen könnte. Die Hamburger knallen nämlich nicht auf den Boden, sondern landen weich wie Gummibälle, um dann auseinander zu fallen. Die beiden Teile der Hamburgerbrötchen rollen artistisch über den Boden, fein geschnittene Tomaten und Gurkenscheiben legen sich sanft auf Wiesen und Strassen. Und der gebratene Fleischtaler dreht eine elegante Pirouette, bevor er schliesslich zu liegen kommt. Essen, das vom Himmel kommt – wie ist das möglich? Das Staunen weicht der Freude, und bald füttern die Bürger von Affenfels ihre offenen Münder mit dem schmackhaften Segen. Hinter dem Essen, das scheinbar wie durch ein Wunder aus dem Himmel fliegt, steckt der Held der Geschichte: ein junger Tüftler und Erfinder namens Flint Lockwood. In der Schule wird er gehänselt, weil er sich mit Herzblut wissenschaftlichen Dingen widmet. Seine Erfindungen wie Sprühdosenschuhe oder Papageienratten werden von niemandem ernst genommen. Doch er weiss, dass er einmal etwas ganz Grosses erschaffen wird. Und das ist die Erfindung einer Maschine, die Wasser in Essen umwandelt. Als Flint die Maschine aktiviert, katapultiert sie sich grad selbst in den Himmel und bleibt dort stecken. Flint ist frustriert und glaubt, dass seine Erfindung gescheitert ist. Bis zu jener Szene im Film, als es vom Himmel Hamburger regnet.

Endlich ist Affenfels von seinem Schicksal befreit. Denn die Insel lebt von der Sardinenfischerei, und seine Bevölkerung ist gezwungen, sich tagaus, tagein von Sardinen zu ernähren. Mit Flint Lockwoods Erfindung jedoch, ist mit der eintönigen Ernährung endlich Schluss. Flint tippt die genetische Rezeptur der Speisen in den Computer ein und voilà – die Fressalien fallen vom Himmel. So hat er mit der Zeit eine lange Wunschliste mit Leibspeisen der Bevölkerung abzuarbeiten.

Und so wird aus der Insel Affenfels Schlaraffenfels. Die Wettermoderatorin vor Ort spricht von einer «Frühstücksfront, die auf die Insel zukommt»: Die Bewohner brauchen nur ihre Teller aus dem Fenster zu halten, und schon füllen sich diese mit knusprig gebratenem Speck, glänzenden Spiegeleiern und frisch geröstetem Toast. Ein Andermal schneit es, und auf den Dächern der Häuser türmen sich Kugeln von Erdbeer-, Schokoladen- und Pistazienglace. Die Kinder werfen sich Kopf voran in die süsse Masse und formen Kugeln daraus, als seien es Schneebälle. Natürlich produziert die Maschine im Himmel viel mehr Esswaren, als die Bevölkerung überhaupt vertilgen kann. Und so erfindet Flint eine sogenannte Aus-den-Augen-aus-dem-Sinn-Maschine, die alle Essensreste aufsammelt und in ein Depot transportiert.

Das Böse in der Geschichte verkörpert der profitgeile Bürgermeister von Affenfels. Er will aus der Insel ein Touristenmekka machen und wirbt mit heissen Käsedipp-Quellen und einem Park, in dem Kinder in Bonbons baden können. Sein Credo lautet: «Verbessern heisst vergrössern!» Und so findet er es umso besser, als die Speisen langsam beginnen, gross und grösser zu werden. Diese Verwandlung macht er übrigens am eigenen Leib mit.

Derweil zeigt der «Gefahrometer» von Flints Maschine, dass die Speisen übermutieren. So fliegen sie mit unnatürlichen Proportionen vom Himmel – Steaks schwappen nicht nur über den Teller-, sondern bald auch über den Tischrand. Zweimeter-Hotdogs liegen in den Gärten der Leute herum, und bald legen sich Pancakes über ganze Häuserdächer; und das samt flüssiger Butter und klebrigem Ahornsirup. Flint merkt, dass seine Erfindung ausser Kontrolle geraten ist und will die Maschine stoppen. Doch der Bürgermeister hat sich eigenmächtig an den Computer gesetzt und zum Schrecken von Flint – ein «All you can eat-Buffet» bestellt.

Was sich dann am Himmel zusammen braut sieht bedrohlich aus. Ein scharfer Pfeffer- und Salzwind bläst den Bewohnern um die Ohren und ein gigantischer Spaghetti-Tornado kommt vom Meer her auf die Insel zu ...

Ein Szenario, dass an den Weltuntergang erinnert. Irritierenderweise kommt die Bedrohung vom Essen, das als etwas Gutes gilt und zu Beginn des Films auch das Glück per se ist. Doch Flint Lockwoods Wundermaschine, die den nimmersatten Menschen jeden Wunsch erfüllt, mutiert zusehends zum Riesenfleischkloss, der im Himmel sein Eigenleben entwickelt. Und was man aus der Geschichte lernt? Nämlich, was passiert, wenn Menschen Fehler begehen und grössenwahnsinnig werden. Also nichts Neues. Dafür kennt man nach dem Film die Kampftechnik gegen aggressive Gummibären und weiss, wie man Toastbrot-Boote mit Käsesegeln bastelt.

ÉPIS FINES

Von Michael Lack

Tomatencappuccino mit frischer Minze
Der ganz andere Cappuccino !

100 g	Tomaten
10 g	Tomatenpüree
1.5 dl	Gemüsebouillon
10 g	Olivenöl
60 g	Zwiebeln
10 g	Knoblauch
5 g	Minze
1	Prise Salz
	Milchschaum

Vorbereitung
- Zwiebeln und Knoblauch zerhacken, und die Blätter von der Minze zupfen.
- Tomaten in Würfel schneiden.
- Olivenöl in einem Topf erhitzen.

Zubereitung
- Den gehackten Knoblauch und die Zwiebeln im heissen Olivenöl langsam andünsten und die Tomatenwürfel dazugeben.
- Nun das Tomatenpüree mitdünsten und nach einer Weile mit der Bouillon ablöschen.
- Etwa zehn Minuten köcheln lassen und danach die Suppe mixen.
- Die gezupfte Minze dazu geben.
- Die Suppe in ein hitzebeständiges Glas füllen und den Milchschaum daraufgeben.

Minze und Tomate passen super zusammen! Wer will, kann man auch zwei bis drei Kaffeebohnen mitdünsten, auch Kaffee passt hervorragend zu Tomaten.

Kleider machen Leute

Black is beautiful

Von Simone Weber

An der Olympiade der Kleiderfarben steht Schwarz seit langer Zeit unangefochten auf dem Siegertreppchen. Mit seinen einzigartigen, hervorragenden Eigenschaften überzeugt es die Menschheit seit Jahrzehnten. Warum ist Schwarz in unserer Gesellschaft als Kleiderfarbe so wahnsinnig beliebt? Physikalisch betrachtet handelt es sich bei Schwarz um eine Nicht-Farbe, die alle Farben absorbiert und nichts nach aussen abgibt. Greifen wir folglich, wenn wir uns in Schwarz hüllen, unbewusst das Thema der Abgrenzung auf? Nimmt es vielleicht sogar eine Art Schutzfunktion ein, wie ein Schild, das uns von allem Bedrohlichen und Beängstigendem fernhält? In Schwarz steckt ein Ausdruck des Nicht-Angepasstseins, der Rebellion und damit einhergehend eine Form der Individualität. Besonders Jugendliche im Teenager-Alter bevorzugen schwarze Kleidung. Sie drücken damit die Opposition gegen Autoritäten in ihrem Umfeld aus und verleihen ihrer Aggression Ausdruck. Die farbig-fröhliche Kindermode wird im Pubertätswahn in einen Sack gesteckt und auf Nimmerwiedersehen in die grosse weite Welt geschickt.

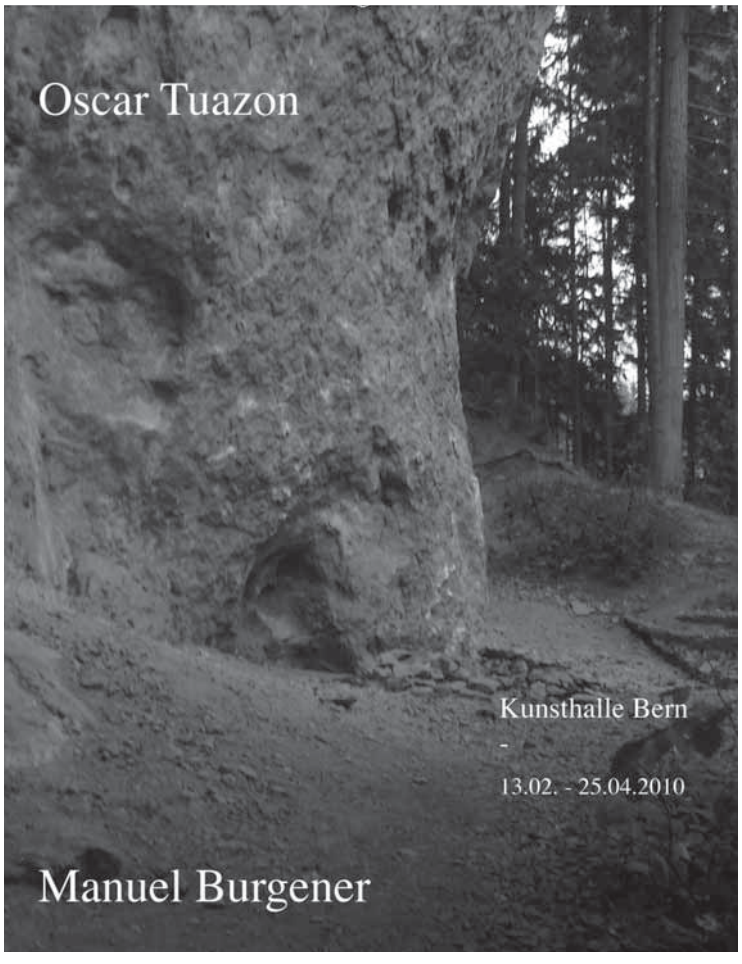
Auch im Universum der Erwachsenen überwiegen oft die schwarzen Teile im Kleiderschrank. Dies verwundert nicht, passt Schwarz doch hervorragend in unserer Gesellschaft, wo Funktionalität, Sachlichkeit, Härte und vor allem Coolness sehr angesagt sind. Emotionalität ist verpönt, denn wer Gefühle zeigt ist schwach – ein riesiger Trugschluss, der jedoch ins Fundament unseres Systems einbetoniert ist.

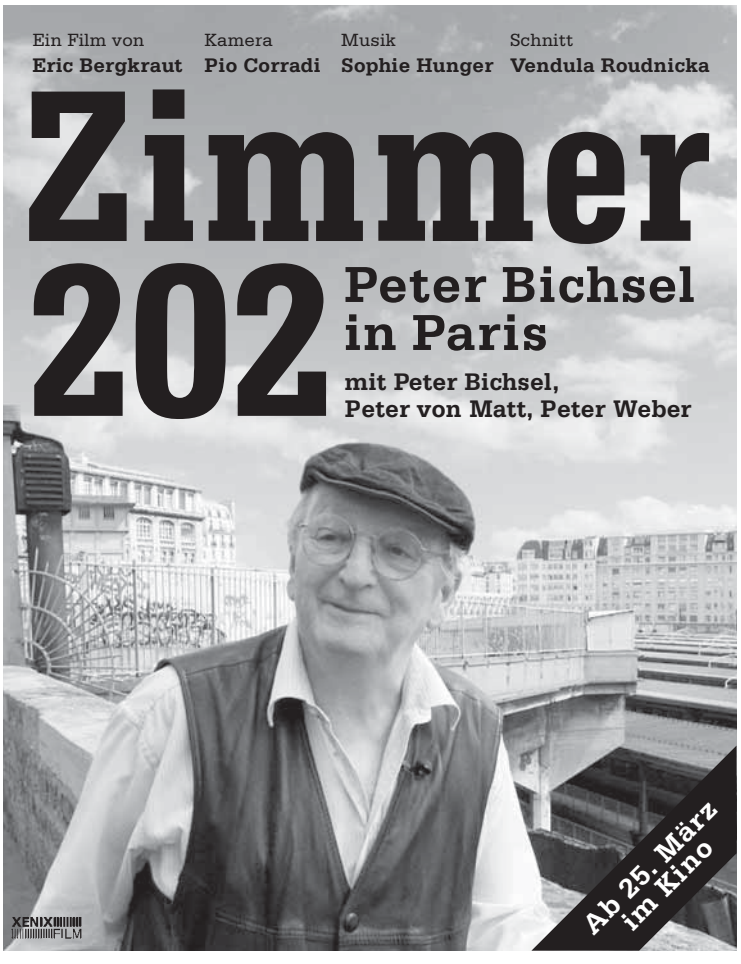
Die dunkelste aller Farben hat aber auch ganz praktische Seiten. Wir können in einem schwarzen T-Shirt beruhigt Tomaten-Spaghetti schlürfen, uns auf warme, feuchte Wiesen legen und unbesorgt knallroten Lippenstift tragen. Abstossende Schweissflecken unter den Achseln sind in schwarzen Ärmeln unsichtbar, und beim Waschen wird das gute Ding nicht zu einem schmuddelfarbigen Irgendwas. Beliebt ist es auch bei den Kollegen aus dem Farbenkreis. Schwarz bringt Blau, Grün, Gelb zum Leuchten und tritt dafür selbst in den Hintergrund. Den bewundernswerten Status als Kleiderfarbe schlechthin hat sich Schwarz dank seiner fabelhaften Attribute, seiner ungeheuren Vielfältigkeit und Beständigkeit meiner Meinung nach mehr als verdient. Mit seiner vornehmen Distanziertheit ist es unbestritten die ewige Trendfarbe auf den Strassen der westlichen Welt. Und zugegeben: Es gibt kein Kleidungstück, das in Schwarz nicht gut aussehen würde! Schuhe, Röcke, Jeans, Anzüge, Taschen, simple Shirts, Dessous, Lederjacken und Hüte in diversen Formen – allem verleiht Schwarz allem einen Hauch verruchter Eleganz. Ob puristisch, avantgardistisch, düster, romantisch, wild oder verspielt – Schwarz ist in jedem Winkel modischer Vielfalt vertreten.

Schwarz faszinierte schon Coco Chanel in den 20er-Jahren. Sie erkannte das Potenzial der Farbe, die damals überwiegend Witwen und verheirateten Frauen vorbehalten war. Mit ihrer Kreation des «Kleinen Schwarzen» übernahm sie deshalb eine Trendsetterfunktion und löste in der Mode eine Revolution aus. Dieses legendäre Kleid war schmal geschnitten, ohne Taille und überdeckte gerade Mal das Knie – für diese Zeiten sehr gewagt! Heute ist es ein Klassiker, eine Allzweckwaffe für alle Frauen, die nicht wissen, was sie anziehen sollen. Es besticht durch seine Schlichtheit und Eleganz, ist zeitlos und passt zu jedem Anlass. Im kleinen Schwarzen kann frau ins Theater, ins Büro oder auf einen Bummel in die Stadt. Das «Kleine Schwarze» besticht durch seinen klassischen Stil, und wie Chanel es selbst ausdrückte, ist Stil – im Gegensatz zur Mode – niemals vergänglich.

Ohne Schwarz hält es die Mode nicht aus, weder in Tokio noch in New York, Mailand oder Paris. Schwarz ist überall. Auf den Laufstegen grosser Modemetropolen hält sich die Farbe von Saison zu Saison. Grosse Designer wie Hugo Boss und Karl Lagerfeld schwören auf Schwarz und verwenden es in ihren Kollektionen. Nur diese eine Farbe kann Materialien und Formen so schön präsentieren, denn sie stellt sich niemals in den Vordergrund. Schwarz setzt harte Grenzen und betont Konturen, unterstreicht somit die Form anstatt davon abzulenken.

Keine andere versprüht eine derartige Eleganz, ist so simpel kombinierbar und zeitlos wie Schwarz. Nein, Schwarz ist nicht bloss irgendeine Farbe, es ist DIE Modefarbe schlechthin. Schwarz ist sensibel, Schwarz ist dramatisch, ist anmutig, ist einzigartig. Es beinhaltet gleichsam Strenge, Macht, Magie und Autorität. Längst steht es nicht mehr nur für die Demut der Trauernden in der westlichen Zivilisation und die dunklen Seiten des menschlichen Daseins. Schwarz will nicht in den Topf des Bösen und Bedrohlichen geworfen werden, denn Schwarz hat auch eine feine, weiche und sinnliche Seite! Wer sonst würde seinen Sieg so würdig vertreten wie diese Farbe, die eigentlich gar keine ist.





Infos: www.dampfzentrale.ch Vorverkauf: www.starticket.ch

Dampfzentrale Bern

Mit:

Lina Akerlund,
Bela Bartok,
Ludwig van Beethoven,
Christoph Bösch,
Roman Brotbeck,
Nadja Camichel,
Chor der Ehemaligen,
Noelle-Anne Darbellay,
Jürg Halter,
Janine Hirzel,
Hans Koch, David Lauri,
Diana Lehnert,
Michael Marending,
Christoph Marti,
Donna und Ernesto Molinari,
François Rabelais,
Tobias Reber,
Philippe Schaufelberger,
Hans Heinz Schneeberger,
Arnold Schönberg,
Bruno Späti,
Michael Stauffer,
Samuel Stoll,
Andrea Sutter,
Raphael Urweider,
Florian Volkmann,
Barbara Balba Weber,
Till Wyler,
Jürg Wyttenbach,
Studenten der HKB

Literarische Fragmente 4

Seit jeher unterwegs

Von Konrad Pauli

Eine Stunde weit war er in eine andere Stadt gefahren, erwartungslos, vorgewarnt, wenn nicht geläutert durch Erfahrung; fuhr also hin im vollbesetzten Zug, sass neben einem Hündchen, das seinen Kopf aus der Tasche einer älteren Dame streckte und aufmerksam eine in ihre Arbeit vertiefte junge Frau fixierte, eine Person, die Gedrucktes mit einem gelben Leuchtstift traktierte und verunstaltete, dabei eine Verbissenheit an den Tag legte, die auch das nicht unschöne Gesicht verzerrte und Falten grub. Am andern Ort wollte er bloss herumgehen, sich umschauen, die Häuser, die Geschäfte und ihre Auslagen. In jüngeren Jahren gierte er so nach dem Spektakulären, dem Ereignis, das er, der Schriftsteller, gleichsam als Beute mitnehmen, als Ernte einzufahren hoffte. Mittlerweile hatte er gelernt, dass dies weder hier noch dort, weder abseits noch in der Weltstadt wie auf Knopfdruck funktionierte. Es war, als hielte sich das Ereignis versteckt, nicht bereit, ihm den Gefallen zu tun. Solcherart eingeübt ging er herum, bog auch in wenig belebte Gassen und Gässchen ein – war nun überrascht, dass ein Passant ihn grüsste. Während er noch von der Freude zehrte, die dieses Zeichen ausgelöst hatte, fuhr, in einem offenen Zug auf Gummirädern, eine Schulklasse nah an ihm vorbei. Und die etwa Neunjährigen winkten ihm zu und grüssten allesamt. Keines der Kinder erlaubte sich eine Übertreibung – ihr Grüssen kam aus der Freude, fensterlos so herumfahren zu dürfen auf ihrem Ausflug, ihrer Stadtrundfahrt – und endlich einen Empfänger dafür gefunden zu haben.

LESEZEIT

Von Gabriela Wild

Lesend produziere ich Kopfkino, eine Bilderflut, an die ich mich später nie im Detail erinnern kann. Ab und zu aber halte ich inne und hänge ein einzelnes Bild an die Wand meiner Gehirngalerie. Wann und wo auch immer kann es abgerufen werden. Zum Beispiel die geothermal beheizten Gewächshäuser auf Island am Ende von Roth-Hunkelers Roman «Was uns blüht» (siehe ensuite Nov. 09), an denen ich mich besonders in dieser kalten Jahreszeit erfreue. Das Bild der gläsernen Lichtkunstwerke, in denen exotische Blumen wachsen, während beissender Wind die Insel umtobt, belebt meine Sinne, wenn mir die graue Mittellanddecke auf den Kopf zu fallen droht. Bilderschauend produziere ich Text, ein Selbstgespräch, in dem ich das, was ich sehe, kommentiere, beschreibe, erzähle. Beim Betrachten von *Musik Festwochen* von Reini Rühlin beginnt das Erzählen in seiner Grundform, beim Aufzählen. Eine Unmenge von Dingen stürzen gleichzeitig auf das Auge ein. Um sie zu bändigen und einen Überblick zu verschaffen, zähle ich sie. Von rechts nach links, von oben nach unten oder umgekehrt, aus der Mitte springend, wie es mir gefällt (eine Eigenschaft, die ich beim Bilderschauen besonders mag: Das Auge ist nicht gezwungen, von links oben nach rechts unten zu wandern). Stiefel, Gabel, Messer, ein Suppenlöffel, ein Dessertlöffel, Zinnbecher gross, Becher klein, ein Nudelholz aus Marmor, Porzelanhand, Kochtopf, noch ein Topf (viele Töpfe), Golduhr, Katze, Tellerstapel, ein länglicher Gegenstand, womöglich ein Nussknacker, hinten, ganz versteckt ein Kindertraktor, ein Parfumflacon, ein Pfau mit aufgesteckten Federn, eine Plastik von Max Ernst, ein Hemd samt Bügel schwebend, Deckenlampe, Teppich ... und ... . Einiges bleibt unerwähnt, wieviel ist ungewiss. Das Bild scheint willkürlich abgeschnitten zu sein. Würde man den Rahmen vergrössern, ginge die Ding-Schau weiter. Über- und nebeneinander gestellte, gelegte, gehäufte Gegenstände, soweit das Auge reicht. Dinge über Dinge. Was haben sie gemeinsam? Ihre Gegenständlichkeit, ihre Sichtbarkeit. Sie wurden produziert, geliefert, verkauft, gebraucht, versorgt, verlegt, verschenkt, verschoben, verstaut... und ein Teil davon hat sich zur exemplarischen Bilderschau auf Rühlins *Musik Festwochen* versammelt. Musik Festwochen. Die Plakatwand, die für Musik Festwochen wirbt, rückt ins Zentrum des Interesses. Der neugierige und zapplige Blick des Betrachters springt herum, ertastet wahllos Dinge, mustert, rätselt, springt weiter, unsystematisch, dennoch wird er immer wieder zu dem erhobenen Haupt des

Dirigenten gezogen, versucht, seine Augen zu ergründen. Sie schauen in die Ferne, aus dem Bild heraus, an dem Betrachter vorbei. Wen oder was gedenkt er zu dirigieren? Wem gilt der erhobene Dirigentenstock? Die freie Hand des Dirigenten fällt lässig ins Handgelenk. Seiner Sache sicher. Schon hört der Musiker den Rhythmus schlagen, die Geigen stimmen, zweizweidrei ... . Hebt sich ab mit zurückgeworfenem Kopf, droht dem Bild zu entsteigen, zu entrücken, um sein Werk zu vollbringen. Jenseits der Dingwelt. Souverän behält der Künstler den Überblick, meistert das Chaos, seiner Vision folgend. Fortwährend höre ich dem Bild zu, wie es Laute malt und Farben komponiert, Denkräume öffnet, Wahrnehmung in Frage stellt. Ähnlich wie beim Lesen.

Bild: Musik Festwochen 1986/87. Reini Rühlin.
www.ruehlin.ch

FILOSOFENECKE

ES EILT DIE ZEIT, WIR EILEN MIT.

Wilhelm Busch 1893

Jetzt. Es ist immer Jetzt. Wenn wir sind, ist Jetzt. Sonst sind wir nicht. Erinnern wir uns an Vergangenes oder stellen uns Künftiges vor, ist es Jetzt. Auch die Dinge sind in diesem Jetzt, dann nämlich, wenn wir sie wahrnehmen – vorgestellt haben wir sie uns zwar anders und in der Erinnerung verändern wir sie wieder. So fliessen die Dinge durch das Jetzt hindurch, sind in Bewegung, wandeln sich, was das Empfinden von Zeit überhaupt erst möglich macht.

Aber vielleicht ist gar keine Zeit – oder sie ist nur ein brauchbares Instrument, mit der Unfassbarkeit der Dinge umzugehen.

Das Sein verändert sich nicht, nur unsere Meinung von den Dingen (Parmenides), Zeit zeigt sich also in uns selbst, im Wandel unseres Erkennens. Veränderlichkeit ist das Prinzip aller Dinge (Heraklits panta rhei), es gibt nichts Beständiges, hier sind wir und die Dinge in der Zeit.

Kant fragt sich 2300 Jahre später, ob die Welt in die Zeit hinein oder zusammen mit der Zeit geschaffen sei, begründet beide Positionen und lässt sie als Antinomie stehen. So oder so ist Zeit für ihn a priori eine Voraussetzung, Realität zu erkennen.

In der Hegelschen Dialektik ist das Jetzt der Moment, wo aus Nichtsein Sein wird und Sein ins Vergangene übergeht, gemeinsam aufgehoben im Begriff des Werdens, das seinerseits ohne Vorstellung von Zeit nicht sein könnte.

Gedankenspiele halt.

Steht dem gegenüber die Naturwissenschaft auf festem Grund? Es gibt eine absolute Zeit, sie verläuft gleichförmig und ohne Beziehung zu äusseren Gegenständen – Newton. Der Zeitbegriff ist abhängig von den Bedingungen des Messens: Zeitspannen sind bestimmt von der Relation der Geschwindigkeit zwischen Objekt und Beobachter – Einstein. Diese Bewegungen spielen sich im Räumlichen ab, Zeit ist von da an nicht mehr unabhängig vom Raum bestimmbar, verliert ihre Eigenständigkeit und wird zur vierten Dimension im Begriff von der Raumzeit.

Reduzieren wir den Menschen der Einfachheit halber auf ein beziehungsloses Individuum, wenn wir sein Dasein bloss als eine Abfolge von Jetzt-Momenten begreifen?

Wie schnell doch die Zeit vergeht mit Dir!

Nehmen Sie sich die Zeit? Für ein zeitloses Gespräch am Mittwoch, den 31. März 2010, um 19.15h, Kramgasse 10, erster Stock. Ueli Zingg freut sich. Jetzt.

Literaare – Literaturfestival

Literathun

Von Lejla Šukaj

Das kleine aber feine Thuner Literaturfestival LITERAARE gehört mittlerweile zu einem festen Bestandteil des kulturellen Geschehens im Kanton Bern. Das am ersten Märzwochenende stattfindende Festival feiert heuer sein fünfjähriges Bestehen. Erklärtes Ziel des Organisationsteams ist es, die Vielfalt aktuellen Schreibens erlebbar zu machen – die Jubiläumsausgabe wird diesem Anspruch mit einem abwechslungsreichen, gehaltvollen Programm mehr als gerecht. Renommierte, preisgekrönte AutorInnen wie auch junge vielversprechende Talente aus der Schweiz und Deutschland werden mit Lyrik und Prosa, witzig und ernst auf der Bühne stehen.

Das Festival wird am Freitag, den 5. März von keinem geringerem als Peter Bichsel, dem Altmeister der Schweizer Literatur, eröffnet. In seinen Geschichten nimmt er sich mit Vorliebe jener an, die am Stammtisch versammelt sich ihrer selbst zu vergewissern suchen. Was auf den ersten Blick als banal erscheint, ent-puppt sich bei genauem Betrachten als wesent-lich – darauf zu verweisen ist Bichsels grosse Gabe. Als Kolumnist zeigt er sich von seiner kritischen, manchmal sogar unbequemen Seite; ihn aber live zu erleben, ohne seinem Charme zu verfallen, ist wohl ein Ding der Unmöglichkeit.

Zwei weitere Schwergewichte der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur werden ebenfalls anwesend sein: Wilhelm Genazino, Träger des bedeutenden Georg-Büchner-Preises, sowie Hans-Ulrich Treichel. Genazinos Romane handeln von der Normalität, an welcher seine Figuren – gespalten von dem Bedürfnis, ihrem inneren Erleben einen angemessenen Raum zu geben und der Angst, aus allen Lebenszusammenhängen herauszufallen, zu verzweifeln drohen. Genazino schildert scharf analysierend und zugleich wunderbar poetisch die Nöte des modernen Subjekts. Nicht die unerträgliche Gegenwart sondern die eigene Vergangenheit ist es, die Hans-Ulrich Treichel zum Schreiben motiviert. So beschäftigt er sich in autobiographischen Erzählungen mit Vertriebenenschicksalen, der Identitätsproblematik sowie dem Vergessen und Erinnern. Treichels Sprache ist aber trotz der Schwere der Thematik witzig, ironisch und vor allem unterhaltsam.

An Humor, insbesondere dem schwarzen, mangelt es auch in dem von Sibylle Lewitscharoff verfassten Roman «Apostoloff» nicht. Darin schildert sie eine irrwitzige Fahrt durch Bulgarien, welche die Protagonistin gemeinsam mit ihrer Schwester und dem Fahrer Apostoloff unternimmt, um die sterblichen Überreste des Vaters aus Deutschland in dessen alte Heimat rückzuführen.

Die junge Leipzigerin Ulrike Almut Sandig kann wohl bald nicht mehr als Geheimtipp gelten. Als Lyrikerin hat sie mit ihren aussergewöhnlichen, eigenwilligen Gedichten sowohl die Fachwelt als auch das Publikum begeistert. Nun ist ihr erstes Prosawerk erschienen, und es steht fest: Hier kommt eine, die bleibt.

Mit Alex Capus und Eleonore Frey werden zwei weitere bedeutende Vertreter der aktuellen Schweizer Literaturszene in Thun lesen.

Alex Capus versteht es, seine Figuren, ob gewöhnliche Menschen oder historische Persönlichkeiten, mit Ironie und Witz, doch stets liebevoll und glaubwürdig zu zeichnen. Vielfach basieren seine Werke auf sorgfältig recherchierten historischen Stoffen. Eleonore Frey wurde für ihr zuletzt erschienenes Buch «Muster aus Hans» 2009 für den Schweizer Buchpreis nominiert. Mit grosser Sensibilität und in einer präzisen und hochmusikalischen Sprache gelingt ihr das Portrait eines Aussenseiters, der gar anders als die anderen ist. In dieses «Anderssein» führt die Autorin die Lesenden und eröffnet ihnen eine neue, ungewohnte Perspektive auf unsere Welt.

Im Rahmen des Literaturfestivals findet jedes Jahr auch ein Schreibwettbewerb statt. Die elf besten der zahlreich eingesandten Texte werden von den jungen, (noch) unbekannten AutorInnen in zwei Lesungen präsentiert – hier gibt es Vielversprechendes zu entdecken.

Am Samstagabend sorgt das Kleinkunst-Duo Pasta del Amore für geistreiche Unterhaltung. In ihrer neuesten Produktion «Etwas Über Leben» übernehmen sie die Verantwortung für den Weltuntergang. Literaare wird Sie retten!

Infos: www.literaare.ch

Stein, Benjamin: Die Leinwand. Roman. C.H.Beck. München 2010. 978 3 406 59841 8. S. 204 beziehungsweise 193.

Von den Freiheiten und Gefahren, sich selbst zu erschaffen
Benjamin Stein: Die Leinwand. Roman.

Ein Spiel mit den Identitäten, Spiel auch mit der eigenen Identität.

Der reale Benjamin Stein scheint zunächst das Alter Ego des Protagonisten Jan Wechsler, bis dieser durch den Erhalt beziehungsweise den Inhalt eines Pilotenkoffers mit einer ihm zunächst fremden und befremdenden Vergangenheit konfrontiert wird.

Wie Stein ist Wechsler Vater zweier Kinder, lebt in München, betreibt einen Kleinstverlag, war Redakteur verschiedener Computerzeitschriften. Doch der Inhalt des Koffers suggeriert etwas ganz anderes: Offenbar ist Wechsler der Verfasser eines Enthüllungsbuches namens «Maskerade», welches den Autor Minsky, der mit seinen Erinnerungen als Shoah-Überlebender zu Geld und Ehren gekommen ist, als Hochstapler entlarvt. An der Figur Minskys knüpft nun auch der zweite Roman Steins an.

Denn Stein hat nicht nur einen, sondern gleich zwei Romane verfasst, die das Verwirrspiel, je nach Lesestrategie ins Unermessliche zu steigern vermögen. Beginnt man nämlich mit dem Rücken des Buches, lesen wir vom Psychoanalytiker Amnon Zichroni, der teilweise in Zürich aufgewachsen, sich nach seinen Studien in Amerika wiederum in Zürich niederlässt. Dieser hat die Gabe, Erinnerungen anderer Menschen nicht nur nachzuempfinden, sondern diese geradezu nachleben zu können. Zichroni nun hat Minsky bei der Aufdeckung seiner vermeintlichen Erinnerungen geholfen.

Benjamin Stein greift in seinem zweiten Roman den Fall Binjamin Wilkomirski auf, dessen Erinnerungen als lettischer Shoah-Überlebender 1995 für internationales Aufsehen sorgten. Auch Wilkomirski alias Bruno Dössekker wurde entlarvt.

Im Zentrum des Romans «Die Leinwand» steht nun nicht der Betrüger selbst, sondern zwei Nebenfiguren des Skandals. Durch die Doppelstrategie zweier Erzählperspektiven in zwei zwar verknüpften, jedoch auch in sich selbst funktionierenden Romanen ist Stein ein kleines Meisterwerk gelungen.

Walser, Alissa: Am Anfang war die Nacht Musik. Roman. Piper München, Zürich 2010. ISBN 978 3 492 05361 7. S. 253.

Grandioses Scheitern zweier Seelenverwandter
Alissa Walser: Am Anfang war die Nacht Musik. Roman.

Franz Anton Mesmer ist ein zu früh Gekommener, der an den Einfluss der Planeten auf das Fluidum glaubt und seine Patienten mit Hilfe der Magnete heilt, manchmal heilen will.

Seine berühmteste Patientin ist die blinde Pianistin Maria Theresia Paradis, welche mit ihrem Spiel sogar die Kaiserin zu bezaubern vermag. Durch sie, vielmehr durch ihre Heilung, erhofft sich Mesmer die Anerkennung seiner Methode am kaiserlichen Hof. Doch eben an ihr soll er scheitern. Wenn auch ihre Genesung, sobald sie der Sphäre ihrer vereinnahmenden Eltern entronnen ist, zunächst grosse Fortschritte macht. Denn im Hause Mesmers ist sie nicht mehr die stumme Puppe mit haushoher, gepuderter Perücke. Er nimmt sie ernst und macht sie zu einem Menschen.

Bereits haben sich viele Ärzte an ihr versucht, ihr rasierter Schädel ist durch Narben entstellt.

Und fast gelingt, was doch gelingen sollte, doch dann bleibt Resi für immer blind, und Mesmer verlässt gedemütigt Wien. Dennoch soll dies nicht die letzte Begegnung der beiden Seelenverwandten sein.

Alissa Walser, Malerin und Übersetzerin, Erzählerin, Tochter Martin Walsers, kommt ihren Figuren in ihrem Romandebüt ganz nahe. In dritter Person nähert sie sich nicht nur Mesmer, sondern auch Resi an, schlüpft in sie hinein, zeigt sie uns von innen. Ihre Sprache ist wie Musik, wir hören die Glasharmonika darin, das Plätschern im magnetischen Zuber, das Pianoforte mit dem kräftigen Anschlag, wir hören aber auch die Schreie der Jungfer Ossine, die dominante Stimme von Resis Vater. Alissa Walser hat kein Horrorkabinett gezeichnet, sie hat vielmehr Menschen zum Leben erweckt, sensible, ihrer Zeit vorauseilende Menschen.

Kamber, Peter: Geheime Agentin. Roman. BasisDruck. Berlin 2010. ISBN 978 3 86163 097 5. S. 1385.

Geheimes Treiben in der Hauptstadt
Peter Kamber: Geheime Agentin. Roman.

Bern als Schauplatz erbitterter Spionagekämpfe während des Zweiten Weltkriegs. Und mittendrin die drei Hauptfiguren dieses 1400 Seiten umfassenden Epos:

Hans Bernd Gisevius, tätig als Abwehrbeauftragter im Deutschen Generalkonsulat in Zürich. Tatsächlich versuchte der weit von rechts kommende Politiker in der Schweiz Kontakte zu den Alliierten zu knüpfen.

Titelgebende Figur des Romans ist die Deutsch-Engländerin Elisabeth Wiskemann, sie arbeitet als Presseattaché der britischen Gesandtschaft. In Tat und Wahrheit hat sie sich ganz der schwarzen Propaganda gegen Nazideutschland verschrieben.

Der Dritte im Bunde ist der ausgebürgerte Deutsche Rudolf Roessler, seines Zeichens Verleger in Luzern. Er funkt unter seinem Inkognito über eine kommunistische Gruppierung in Genf geheimes Material nach Moskau.

Die neutrale Schweiz und hier insbesondere die oft als verschlafen bezeichnete Hauptstadt bieten der Welt der Spione von 1939 bis 1945 einen der wichtigsten Handlungsorte. Im Bermudadreieck Hotel Bellevue – Thunplatz – Herrengasse 23 belauert sich die Geheimdienstprominenz gegenseitig. Denn gesundes Misstrauen ist überlebenswichtig.

Bereits 1997 beginnt der Historiker und Autor Peter Kamber mit den Recherchen für seinen ambitionierten Roman, der nichts weniger zum Ziel hat, als eine Kollektivbiographie für seine drei Hauptfiguren sowie seine über dreissig Nebenfiguren zu entwerfen. Als Meister seiner Zunft konnte Kamber mittels seiner minuziösen Aktendurchsicht neue Zusammenhänge herstellen und damit eine neue Wahrnehmung ermöglichen.

Gerade die Dichte und Detailtreue an Information wird dem Schriftsteller Kamber jedoch immer wieder zum Verhängnis. Obwohl die Beschreibungen und Dialoge sich gut lesen, fühlt sich der Leser durch die mannigfaltigen Handlungsstränge, die vielen Schauplätze und nicht zuletzt die grosse Anzahl an Figuren, die zuweilen etwas konturenlos scheinen, überfordert. Hier wünscht man sich: Reduktion auf das Wesentlichste.

burgdorfs buchhandlung am kronenplatz.ch

buchhandlung@amkronenplatz.ch
www.buchhandlung-amkronenplatz.ch

Haus mit Sonne und Aussicht

Von Anna Roos Bild: Anna Roos

Es ist sehr schwer, freies Bauland in Bern zu finden. Ein nagelneues Haus in Bern-Zentrum zu entdecken, ist daher sehr selten. Seit letzten Juni gibt es aber ein neues, modernes Einfamilienhaus; es befindet sich im Altenberg und hat sich in dessen Terrassenlandschaft eingefügt.

Altenberg ist ein prominenter Stadtteil. Weil er auf der Aare-Böschung liegt und die Häuser auf Terrassen gestapelt sind, ist das Quartier wie ausgestellt und für alle zu sehen. Städtebaulich gesehen war das Quartier ursprünglich von grossen eleganten Villen bebaut. In den 60er- und 70er-Jahren kamen die grosse Terrassenappartements hinzu, schön für die Bewohner (die Wohnungen sind hell und grosszügig), aber sie sind unästhetisch für die Stadtlandschaft.

Es gibt deshalb keine einheitliche architektonische Ästhetik in diesem Quartier, so wie es vis à vis in der Altstadt der Fall ist. Diese Tatsache gab den Architekten den Vorteil, hat ihnen eine grosse gestalterische Freiheit verschafft, etwas Neues zu konzipieren.

Das Betonhaus wurde vom Berner Büro «aefa Architekten» entworfen. Zuerst sieht man das Gebäude von der Altenbergstrasse kaum. Es ist bescheiden, liegt etwas versteckt. Die Parzelle liegt am grünen Hang, hinter einem charmanten historischen Holzhaus aus dem 17. Jahrhundert.

Peter Behrens, der deutsche Architekt, behauptete, dass Architektur «Körpergestaltung» sei. Die Simplizität und Schlichtheit des Entwurfs gibt dem Haus von aefa eine solche souveräne und selbstsichere architektonische Körpergestaltung. Die Entscheidung, die Treppe ins Obergeschoss auf der Gebäudehülle zu zeigen, war wichtig, um die skulpturale Form des Gebäudes zu modellieren. Es gibt dem Ganzen einen dynamischen Schwung, der auch von der Form des Daches – das Dach ist ein Pultdach – unterstrichen wird. Die Architekten haben einen schlanken Baukörper gewählt, der südlich orientiert ist und wo alle Räume direkt mit ausreichend Licht versorgt werden. Der übliche Plan, die Ordnung, ist hier auf den Kopf gestellt. Privatsphäre bietet das Erdgeschoss, während die «öffentlichen» Räume ins Obergeschoss verteilt sind. Diese Verteilung ist absolut sinnvoll. Die Schlafzimmer und der Büroraum unten profitieren von dem eher privaten und intimen Verhältnis zum Garten. Die 12m²-Schlafräume sind ziemlich eng, es gibt wenig Möglichkeit, zusätzliche Schränke oder Möbel zu platzieren. Die loftartigen Räumlichkeiten, wie Küche, Ess-Wohnraum oben sind aber grosszügig geplant. Sie stehen hervor und blicken wie ein riesiges Periskop auf die pittoreske Silhouette der Altstadt. Durch die raumhohen Schiebefenster dringt die Südsonne ein. Die oberen Fenster liest man als eine grosse horizontale Einheit, mutig von Beton umrahmt. Der Innenbereich kriegt aber nicht nur starkes Licht der Südseite ab, sondern es kommt auch mildes nördliches Licht über sechs Dachluken hinein. Diese Luken lassen Licht zu der unteren Passage hinunter – sonst wäre es gar finster – und bringen ein Gleichgewicht in das Interieur.

Weil der Footprint so klein wie möglich gehalten wurde und das Gebäude nach hinten fast an die bestehende Stützmauer stösst, gab es genügend freies Land, um einen schönen Garten rund um das Haus zu bepflanzen. Obwohl sich das Haus so zentral zum Stadtkern von Bern befindet, vermittelt die Umgebung mit ihren Obstgärten ein sanftes ländliches Gefühl.

Das Haus hat eine starke Persönlichkeit und doch ist es durch die raffinierte Bauweise des Architekten gut in die Gartenanlage integriert. Ein Beispiel ist die kleine Betonmauer, welche die Holzterrasse umrahmt und die Linie der bestehenden Steinmauer weiterführt.

Viele kleine Gesten haben bei diesem Haus eine grosse Wirkung: Details wie die Schlosserarbeiten beispielsweise an den Schiebeläden, wo die übliche vertikale Balustrade durch dunkelrote Kreise ersetzt und damit neu interpretiert wurde. Die Läden wirken wie Schmuck im Gesicht des Gebäudes – filigran und farbig neben der glatten und schlichten Beton- und Glas-Fassade.

Die Familie kann sich glücklich schätzen, in einem solchen Haus mit so viel Sonne und so viel Aussicht wohnen zu dürfen.

Anna Roos ist Architektin bei «kr2» und stammt aus Südafrika, ihre Muttersprache ist Englisch. Ihre Texte werden in Zusammenarbeit mit ensuite - kulturmagazin übersetzt.

Die Antwort einer Kunsthochschule auf das aktuelle Theater

Interview von Matthias Nawrat

Bild: Die drei Studierenden des Masters in Theater mit Vertiefung auf Scenic Arts Practice von links nach rechts: Peter Zumstein, Marius Kob, Regine Fritschi / Foto: M. N.

Schon lange geht es im Theater nicht mehr nur um den Text. Die szenischen Künste – Schauspiel, Bühnenbild, Tanz, Musik und andere –fliessen ineinander und erzeugen Emergenzen. Etwas, was aus einer einzelnen Disziplin niemals hätte entstehen können. Wie kann eine Kunsthochschule junge Künstler auf die Entwicklungen der heutigen Szene vorbereiten? Der Master of Arts in Theater mit der Vertiefung Scenic Arts Practice der Hochschule der Künste Bern (HKB), ein Departement der Berner Fachhochschule, hat genau dieses Ziel. Die drei Studierenden Regine Fritschi, Marius Kob und Peter Zumstein geben einen Einblick.

Eine naive Vorstellung vom Theater: Man studiert Schauspiel oder Puppentheater oder Tanzen, und dann macht man sein Leben lang nur das, was man gelernt hat.

Regine: Ich habe eine Ausbildung als klassische Tänzerin gemacht. Zunächst habe ich ein klassisches Engagement in Basel gehabt, dann über zehn Jahre lang Tanztheater gemacht, dann bin ich weiter ins Schauspiel gerutscht. Das war ein eher organischer Übergang, weil mich Figuren interessierten. Es gibt heute keine festen Grenzen. Seit September 2009 studiere ich im Masterstudiengang Scenic Arts Practice an der HKB, wo TänzerInnen, SchauspielerInnen und andere PerformerInnen zusammenkommen. Das Innovative an diesem Studiengang ist, dass er eben das auffängt, was sich in den letzten Jahren am Theater ereignet hat. Es gibt natürlich immer noch klassisch arbeitende Theater. Aber sehr viele Leute arbeiten heute zunehmend transdisziplinär.

Marius: Eigentlich finde ich, es kommt sogar relativ spät. Dafür, dass es auch an den grösseren Häusern schon so sehr anders ist. Ich habe vor dem Master Figurentheater studiert und habe auch schon zuvor freies Theater gemacht. Es ist eigentlich schon länger so, dass man übergreifend arbeitet. In der freien Szene sowieso.

Warum fängt ein Studium nicht von Anfang an so an, sondern erst beim Master?

Peter: Ich möchte anmerken, dass ein solider Unterbau für diesen Masterstudiengang von Vorteil ist. Also ein Studiengang, der die Grundlagen einer Disziplin aufbaut wie etwa ein Bachelor in Schauspiel oder Tanz.

Wie bereichert der Master an der HKB bereits vorgebildete Künstler? Ist es diese besondere Transdisziplinarität?

Peter: Mich interessieren erstmal verschiedene Theaterästhetiken. Und da ist das Transdisziplinäre nur ein Teil davon. Es gibt ein Vorlesungsverzeichnis mit sogenannten Toolboxes, die von verschiedenen Dozierenden und KünstlerInnen angeboten werden. Oftmals hat das bei mir über Namedropping funktioniert. Ein Name hat mich interessiert, und ich habe mich angemeldet. Ein Kurs von Viviane de Muynck ist ein gutes Beispiel, wie wir auf die neue Theaterlandschaft vorbereitet werden. Das hat eben auch mit der Transdisziplinarität zu tun. Das hat aber auch ... na ja, erzähl du mal ein bisschen ...

Regine: Viviane de Muynck zeigt uns in ihrem Kurs eigentlich vor allem auf, wie sie gearbeitet hat. Wir haben am ersten Tag etwas präsentieren müssen, was uns momentan umtreibt. Ich habe ein Stück Musik vorgestellt, das mich gerade sehr berührt. Andere haben kurze Texte vorgestellt oder andere Dinge. Wir haben Zeitungen dazugenommen. Und schnell hat sich gezeigt, was für Themen sich da verbinden. Wir waren dann schnell bei dem

Thema Berge und Mütter. Und jetzt komponieren und kollagieren wir das. Und in diesem plötzlichen Aufeinandertreffen von vermeintlichen Zufällen – wahrscheinlich hat das etwas mit Psychoanalyse zu tun (lacht) – in diesem Zwischenraum, passiert plötzlich etwas. Und öffnet einen Blick auf etwas Neues. Das macht Spass.

So arbeiten heute immer mehr Leute an Theatern?

Peter: Das verändert sich natürlich nicht erst jetzt, sondern schon seit etwa 30 Jahren. Mit dem ganzen Aufkommen der freien Theater und so weiter und sofort. Und da gibt es auch eine Verschiebung weg vom – das ist aber auch ein alter Hut jetzt – vom eigentlichen Texttheater. Es ist einfach viel mehr möglich, als früher möglich war. Man erzählt nicht einfach den Faust auf der Bühne, sondern da kommt ganz viel dazu.

Marius: Oder ganz viel vom Faust geht weg ... (lacht)

Der Master bietet also viel Freiheit zum Herumexperimentieren. Kann man da nicht auch in einem Chaos verlorengehen?

Regine: Man muss vielleicht auch sagen, dass jeder Studierende am Schluss ein Projekt abgeben muss, das relativ viele ECTS-Punkte bringt. Es ist auch nicht so, dass man alles machen kann, was man will, man muss gewisse Theoriemodule besuchen, etwa zum Thema Projektmanagement, Medienwissenschaft oder Bühnentechnik. Es gibt also eine ziemlich klare Struktur, und dann gibt es eben auch eine grosse Menge dieser Seminare, die man frei wählen kann.

Ihr bekommt auch einen Einblick in das wissenschaftliche Arbeiten. Kunst und Forschung, wie geht das zusammen?

Peter: Die Idee dahinter ist, dass wir auch künstlerisches Forschen betreiben können und sollen. In unserem Arbeiten und auch zukünftig. Das finde ich nach wie vor ein schwieriges Ding: überhaupt mal eine Frage zu formulieren, die künstlerisches Forschen impliziert. Und was heisst denn künstlerisches Forschen überhaupt? Wir haben ja keine Resultate, die sich in Tabellen und in Grafiken und gescheiten Interpretationen ablesen lassen, sondern es sind dann meistens sehr persönliche Erkenntnisse. Ausdrücke.

Regine: Wie das aussehen kann, zeigt aber das neueste HKB-Jahrbuch. Da werden alle Forschungsprojekte vorgestellt, und da kann man dann vielleicht an konkreten Beispielen sehen, wo sich Kunst und Wissenschaft berühren.

Wie ist es, mit KünstlerInnen zu arbeiten, die eine andere Vorbildung haben? Da treffen doch Welten aufeinander.

Marius: Also ich hatte im Sommer einen Kurs, der ging eine Woche lang und hiess «Aare under Water», und war von dem Y-Institut der HKB, also dem Institut für Transdisziplinarität. Da waren glaube ich drei bildende Künstler, eine Theaterforscherin, eine Pädagogin und ich als Figurenspieler. Wir hatten alle dasselbe Equipment: Video- und Fotokameras und Tonaufnahmegeräte. Ausserdem hatten alle das gleiche Thema: «Aare under Water». Jeder musste damit zurecht kommen, was vorgegeben war. Jeder hatte seine Idee, und ein anderer hat ihm dann zugearbeitet, um diese Idee zu verwirklichen. Das war spannend, die dienende Funktion für einen anderen Künstler zu übernehmen und die Idee voranzubringen und dann zu sehen, wie der das macht. Das war wirklich sehr lehrreich, zu sehen, wie ein bildender Künstler von denselben Mitteln ausgeht, wie aber was ganz anderes dabei herauskommt als bei einem selbst.

Ihr habt ja jetzt alle Drei schon auf dem freien Markt gearbeitet. Wie ist es, jetzt wieder in so einer Institution zu sein, wo man viele Vorgaben hat und ECTS-Punkte sammeln muss?

Marius: Manchmal nervt es schon, wenn ich zum Beispiel weiss, ich muss jetzt noch diesen Kurs belegen, obwohl es mich eigentlich überhaupt nicht interessiert. Aber es hält sich eigentlich noch in Grenzen. Weil das Kursangebot doch relativ gross ist.

Peter: Wenn du nicht an der HKB wärst, dann hättest du gar kein Zugang zu solchen Sachen. Es gibt wahrscheinlich viel mehr Möglichkeiten, als ich ausschöpfen kann. Weil die Zeit dafür gar nicht da ist in diesen zwei Jahren. Ich persönlich wurde gewissermayyen aus einer Lethargie gerissen. Und beschäftige mich jetzt endlich mal wieder mit Sachen. Und zwar auch intellektuell. Das ist für mich total wichtig, ich habe hier beide Möglichkeiten. Mich intellektuell wie auch physisch einzubringen. Ich möchte mich in beiden Kreisen bewegen können.

Regine: Den theoretischen Diskurs finde ich auch spannend. Weil ich von der Praxis komme. Und es ist einfach so: Wenn du im Prozess bist, da geht es von einer Produktion zur anderen. Und du vollziehst diese Prozesse, oder besser: sie werden an dir oder mit dir vollzogen, und du nimmst sie nicht bewusst wahr. Ich habe jetzt zwei sehr gute theoretische Seminare gemacht, und dieses Erkennen, Standortbestimmen, etwas Benennen, das ist total wichtig und gibt auch wieder neue Schaffensimpulse.

Jeder von Euch hat einen Mentor, eine Mentorin, der/ die Euch bei der Arbeit an Eurem Abschlussprojekt begleitet ...

Regine: Ja, man kann ihn sich selbst wählen. Auch von ausserhalb der Hochschule.

Peter: Es ist dann die Sache jedes Studierenden, wie er diese Zeit, die er mit dem Mentor zur Verfügung hat, organisiert. Ich dachte anfangs, ich möchte jemanden aus der Schweiz, damit ich nicht lange reisen muss. Mittlerweile ist klar: Ich werde für vier Wochen nach Belgien fahren. Das war auch ein Anliegen von mir, als ich diesen Master anfing. Ich wollte mein Netzwerk öffnen. Es hatte sich immer mehr auf Bern zurückgezogen. Und ich möchte mit Leuten arbeiten, die mir neue Impulse geben können. Und das erhoffe ich mir jetzt auch von meinem Mentor.

Was gehört denn alles zu diesem Netzwerk dazu? Sind es nur die Mitstudierenden?

Regine: Einige von uns machen zum Beispiel mit dem Schweizer Regisseur Samuel Schwarz ein gemeinsames Projekt. Eine Kollegin geht im Rahmen dieses Projekts nach China. Im Rahmen des Masters gibt es aber auch einen offiziellen Austausch mit den Hochschulen in Zürich und Verscio.

Peter: Die drei Schulen sind zum Master-Campus-Theater Schweiz zusammengeschlossen. Demnächst wird auch Lausanne dazukommen. Und da ist das Feld der Möglichkeiten natürlich sofort viel grösser. Ich habe sehr oft Kurse in Zürich und in Verscio besucht. Bei mir wurde es schon fast zum Problem ...

Regine: Man darf nur 20 ECTS-Punkte ausserhalb der HKB sammeln ...

Peter: Eben. Und ich habe schon viel zu viele. Jedenfalls nochmals zurück zum Netzwerk. Natürlich sind das erstmal die Studenten. Aber es sind dann eben auch die Studenten in Verscio und die Studenten in Zürich. Und es sind auch die Dozenten, die hier, in Zürich und in Verscio, unterrichten. Ich würde jetzt nicht sagen, das ist ein dichtes Netzwerk, sodass man nicht durch die Maschen fallen kann. Aber es ist trotzdem gut, Leute zu kennen. Und vielleicht kann dann später auch was daraus entstehen.

Regine: Da gibt es auch prominente Beispiele, etwa das Black Mountain College in den USA, wo sich viele Leute getroffen und später Projekte zusammen gemacht haben. Das gibt es immer wieder. Es muss nicht sein. Aber es kann sein. Es ist gut, dass eine Hochschule einem diese Möglichkeiten zugänglich macht. Ein gutes Netzwerk ist wahrscheinlich in allen modernen Künsten sehr wichtig.

Master of Arts in Theater mit der Vertiefung SCENIC ARTS PRACTICE
Hochschule der Künste Bern (HKB)
Der Studiengang ist Teil des Master-Campus-Theater-CH

Informationsveranstaltung zum Master Theater an der HKB:
Montag, 8. März, 19.30h an der Sandrainstrasse 3, 3007 Bern
Anmeldetermin für das Herbstsemester 2010:
15. März 2010

Studiengangsleitung:
Wolfram Heberle, wolfram.heberle@hkb.bfh.ch
Weitere Informationen unter:
www.scenic-arts.ch
www.mastercampustheater.ch

7 Rubel für Europa

Von Alexandra Portmann Bild: zVg.

Was ist Europa? Was ist Moldawien? Eine plakative Gegenüberstellung von reichem Westen und armen Osten? Wohl kaum in Nicoleta Esinencus Stück «Fuck you, Eu.ro. Pa!». Am 26. und 27. März ist die Inszenierung des berühmt berüchtigten Stücks vom freien Stuttgarter Theaterlabel «TART Produktion» im Schlachthaus in Bern zu sehen.

Aus dem American Dream wird ein European Dream. Amerika ist weit weg und fremd, Europa hingegen nahe und besser? Welche Hoffnungen sind an Westeuropa geknüpft?

Eine Frau kehrt in ihr Heimatland Moldawien zurück und stellt sich die Frage, was ihr Land ihr gegeben hat. Der Vater der Frau wird in ihrem «Essay»/ Monolog zum Adressaten der persönlichen und historischen Identitätsprobleme. «Fuck you, Eu.ro.Pa! – Wieso fuck?». Gnadenlos ehrlich rechnet sie mit ihrem Heimatland ab, genauso aber auch mit der Zukunft, auf die sich Moldawien vorbereitet. Die sozialistische Vergangenheit der ehemaligen sowjetischen Republik ist längst vorbei. Seit 1991 ist Moldawien ein eigenständiger Staat, der sich aber auf Grund der verschiedenen ethnischen Bevölkerungsgruppen in einer schweren Identitätskrise befindet. Würde die Zugehörigkeit zu Europa eine neue «Heimat» schaffen? Diese Frage stellen sich die meisten Länder Osteuropas. In Esinencus' Stück ist aber das Ideal des «goldenen Westens» für die Frau gescheitert. Die Globalisierung, der hemmungslose Konsum und die scheinbar grenzenlosen Möglichkeiten sind auch keine überzeugende Perspektive für eine Generation, die sich in einem politischen Nirgendwo befindet.

Das Stück «Fuck you, Eu.ro.Pa!» thematisiert das kulturelle Bedürfnis nach Identität und Zugehörigkeit. Moldawien ist das ärmste Land Europas. Seit Rumänien 2007 in die EU aufgenommen wurde und ihre Ostgrenze abgeriegelt hat, werden immer wieder Abspaltungsforderungen der rumänischsprachigen Region Moldawiens gestellt. Die Frage nach Identiät ist für Nicoleta Esinencu Programm. Entsprechend findet sich die politische Brisanz in ihrem Bühnenwerk wieder. Mit einer direkten und schonungslosen Sprache kritisierte sie den zwanghaften Identiätsumbildungsprozess Moldawiens und Rumäniens sowie die Haltung der Länder zur sozialistischen Vergangenheit.

Nicoleta Esinencu stammt aus Chisinau in der Republik Moldawien. Nach ihrem Studium der Theaterwissenschaft und Bühnenbild an der Kunsthochschule arbeitete die junge Autorin als Dramaturgin am Theater Eugène Ionesco in ihrer Heimatstadt. Inzwischen hat sie ihr eigenes freies Theater in Chisinau, Mobile European Trailer Theatre, aufgebaut. «Fuck you, Eu.ro.Pa!» entstand 2003 während des Stipendiums der Autorin an der Akademie Schloss Solitude und wurde 2005 erstmals veröffentlicht. Dabei wurden so heftige politische Kontroversen in Moldawien und in Rumänien ausgelöst, dass das Stück in der Republik Moldau zunächst gar abgesetzt und anschliessend in «Stopp, Europa» umbenannt wurde. Das mittlerweile weltweit gespielte Stück wurde mit dem rumänischen Theaterpreis «dramAcum» ausgezeichnet. 2007 erschien ein Band der Stücke und Essays der Autorin «Nicoleta Esinencu. A(II)Rh+». Sie wurden sowohl auf rumänisch als auch auf deutsch zusammenstellt.

Das freie Stuttgarter Theaterlabel «TART Produktion» inszenierte in der Regie von Johanna Niedermüller Esinencus' Stück im Rahmen des Projekts «Her mit dem schönen Leben». Die Premiere war am 25. Mai 2009 im Red House in Sofia und wurde danach im Stuttgarter «Theater Rampe» sowie in Luxemburg aufgeführt. «Fuck you, Eu.ro.Pa!» wird von der bulgarischen Schauspielerin Snezhina Petrova sowohl auf deutsch als auch auf bulgarisch gespielt. Im Projekt «Her mit dem schönen Leben» erforscht das 1999 von Johanna Niedermüller und Bernhard M. Eusterschulte gegründete Theaterlabel verschiedene Perspektiven auf ein besseres Leben. Bereits 2008 arbeitete «TART Produktion» mit dem Theater Bulgarische Armee in Sofia zusammen und erarbeitete Heiner Müllers «Hamletmaschine». Die Zusammenarbeit mit der bulgarischen Theaterszene haben sie auch in ihrer sechsten Produktion «Fuck you, Eu.ro.Pa!» fortgesetzt. 2009 erhielt die Inszenierung den Stuttgarter Theaterpreis für die beste darstellerische Leistung sowie den Sonderpreis für eine herausragende Leistung.

Vorstellungstermine:
26./ 27. März 2010, jeweils um 20.30h im Schlachthaus Theater Bern
www.schachthaus.ch
www.tart-sachen.de

TANZ

Release! Eine Technik?

Von Kristina Soldati – Die Anfänge Bild: Herman Sorge-Loos

Was ist diese ephemer anmutende Release-Technik? Wo man sie vermutet und anfragt, wird sie meist verleugnet. Die erste Release-Comunity wurde in Amerika 1999 gesichtet. Die Entdecker-Zeitschrift hiess Movement Research Performance Journal. Dabei reicht der Stammbaum der «Gemeinschaft» zurück in die Hippie-Zeit der 60er-Jahre. So vielfältig die gesellschaftliche (Miss-)Bildungen waren, von welchen sich die Hippies absetzten, so auch die im Tanz.

Dabei war ihnen gar nicht in erster Linie die strapaziöse Ausformung und Verrenkung des Hochleistungstanzes, des Balletts, ein Gräul. Jede autoritäre Ausprägung einer «Schule», auch die Martha Grahams', samt Ideologie, Vorgaben und Imitationsanspruch, entlockte ihnen ein müdes Gähnen. Der Pathos der Moderne griff nicht mehr. Den wahren Spass fanden sie im gleichberechtigten Miteinander beim Experiment. Kein Guru hob sich ab, um eine Gefolgschaft abzusegnen, keine Hierarchie war gefragt. Entsprechend war die einzige Verkündung dieser Gegenbewegung ein Non-Manifest. Es entsprang der Feder Yvonne Rainers, einer der wenigen Experimentierlustigen der Judson Church, einer ehemaligen Kirche in New York.

Ein anderer Experimentator des dortigen Körper-Bewegung-Labors war Steve Paxton, der vor allem auf das Zusammenspiel der organischen Elemente setzte. Welche Kräfte wirken im Kontakt aufeinander, und wie explosiv lässt sich Dynamik entfachen? Die Erkenntnis floss dann in seine später sogenannte Contact Improvisation ein (vgl. Ensuite Nr. 66/67).

Zen ruhte über alles Ob in meditativen Eigenkörpererfahrungen oder in Gefühls- und Bewegungsexplosionen, man liess erst einmal geschehen. «Release!» war das Motto, aber noch kein Begriff. Die Gemeinschaft war offen, weltoffen und durchlässig. Asiatischer Kampfsport (über Steve Paxton) war genauso willkommen wie somatische Praktiken einer Alexander-Technik. Der Holländer Frederick Alexander, als erkrankter Sänger, war ein Vorreiter ganzheitlich-heilsamer Körperkultur. Wie viele noch heute erfahren können, geht sein Verfahren körperlichen Spannungen auf die Spur. Alexander mit den fast lahmgelegten Stimmbändern war der Erste, der an der Technik genesen konnte.

Während die Leistungsgesellschaft samt Wirtschaftswunder sich Infarkte erarbeitete und der westliche Segen anderen aufoktroyiert werden sollte (Vietnam), blühte der unambitiöse Tanz der Hippie-Zeit. Er riss die Grenzen zum Nicht-Tanz nieder und erweiterte den Kreis der so Beglückten. Aussen vor blieben – wohl freiwillig – die zielstrebig Ehrgeizigen «mit aufgeplustertem Brustkorb». Trisha Brown, Teilnehmerin der ersten Stunde, berichtete in den 70-ern[1], sie wäre von Anfang an gegen diese «puffed out ribcage» gewesen. Ihr schwebte vielmehr die natürliche instinktiv koordinierte Bewegung vor Augen, die «organische» eben. Trainierte Tänzer hätten diese verlernt. Statt sorgsam aus einer Elite zu rekrutieren, tanzten ihr wohl die – mit LSD ohnehin enthemmten – jungen Leute geradewegs in die Arme.

Und was übten sie? Sich fallen zu lassen ohne sich wehzutun beispielsweise. Steve Paxton, der dies aus asiatischen Sportarten kennt, berichtet, wie der damalige Zuschauer sich vorerst nicht abfinden konnte, im Tanz einen Handstand oder einen beherrscht abrollenden Fall zu betrachten.[2] Sie woben Alltagsbewegungen ein, auch das Gehen (daher ihr Spitzname Pedestrian) und verwischten gerne Konturen: Wenn Paxton in seinem Solo Transit Bewegungsabfolgen mit markierender (nur andeutender) Qualität vorführte, war die Lesbarkeit samt nötiger Schärfe dahin. Zumal die Dynamik in ein Diminuendo entglitt.

Slow-Down, eine damalige Entdeckung? Energiesparen, Überspannung abbauen war durchaus ihre Idee, auch ohne grünen Anstrich. Es beschleicht uns die Frage: Entsteht damit nicht ein schlaffer Low-Energie-Brei? Die Verfechter wehren sich: Release sei nicht gegen

1 Brown and Dunn 1979, S. 169 zit. n. The Body Eclectic S. 160
2 Banes 1993, S. 121 zit. n. The Body eclectic S. 159

den Einsatz von Spannung, sondern gegen deren Vereinnahmung. Gegen verinnerlichte Gewohnheiten wie die typische Balletthaltung, das beständige Hochziehen beispielsweise. Lasse man erst einmal zu, das eigene Gewicht zu spüren, dann greife auch der Schwung, und die Nutzung des Momentums bringe Abwechslung in die Dynamik (das Momentum ist der Umkehrpunkt eines Schwungs, wie bei einer anrollenden Kugel, die auf dem Hügel fast zum Stillstand kommt, bevor sie abwärts ihre Bahn nimmt). Und das auf verschiedene «Etagen» verteilt, von der Luft bis zum Boden, ja vor allem dem Boden. Auf dem hinzugewonnenen Terrain, seit Martha Graham und dem Break-Dance zwar kein Neuland, Release-Tänzer fühlen sich da heimisch. Wieviele Spiralen lassen sich da nicht kreieren, wie oft sich nicht hoch- oder runterschrauben?

Innen- statt Aussenansicht Wenn nicht Körperlinien und Posen die Vorgaben sind, dann wohl auch nicht geometrische Abbilder. «Die Release- wie auch Alexander-Technik hat weder geometrische Repräsentation des eigenen Körpers noch mechanische. Man sucht nach einem neuen leiblichen Selbstverständnis, eine neue Phänomenologie. Ich sage oft: «Fühlt, wie beim Tanzen sich das Fleisch windet oder was unser grösstes Organ, die Haut, uns vermittelt!», verrät uns Michou Swennen. Sie unterrichtete im Tessiner Sommerkurs unter dem Label «Zeitgenössischer Tanz». Anna Halprin sei durchaus eine Ahnin der Release-Technik, findet sie. Gemeint ist die Amerikanerin, welche die Doris Humphrey & Charles Weidman Company (dessen Solist José Limón wurde) verliess und ihren eigenen Weg an der Westküste ging, vielmehr ertanzte. Anna Halprin war experimentell wie die Postmoderne der erwähnten Judson-Church-Gruppe. Betanzte aber keine Wolkenkratzer, sondern Strand, Äcker und Wald. Sie soll sinngemäss gesagt haben: «Es ist mir unverständlich, wie verlangt werden könne, den zentralen Teil des Körpers, das Becken, beim Tanzen still zu halten.»[3] Eine solch rigide Aufgabenteilung des Körpers lag ihr fern. Ihr Befreiungsfeldzug ein halbes Jahrhundert nach Isadora Duncan war leise und friedlich, auch wenn Grössen wie Merce Cunningham bei ihren Workshops unter freiem Himmel auftauchten. In ihrem eben erschienen biographischen Film Breath Made Visible spricht niemand von Release-Technik. Die Vorreiter hatten weder Flagge noch Banner. Etikettierungen und Kategorisierungen sind das Steckenpferd der Nachwelt. Nur einmal fällt das Wort release, als sie nämlich 1975 todkrank zum Tanz als Therapie griff: «I had to release my destructive power» («Ich musste meine zerstörerischen Kräfte freisetzen»). Sie war überzeugt, sich so der Krankheit zu stellen: Das Unbewusste konnte beim Tanzen freiwerden. Vielleicht wurde mit dem Release diese Kunstart aus der Vorherrschaft des positivistisch messenden oder formalen Zugriffs befreit? Vergessen wir nicht, das New York City Ballet triumphierte ununterbrochen mit der Ästhetik George Balanchines. Wie Anna Halprin wollten manche eher den im Tanz beteiligten Kräften nachspüren. Und diese seien laut Susan Langers Philosophie der Kunst[4] vitale Kräfte, welche vor allem der Tanz uns vorführt. Und die anerkannte Symboltheoretikerin meinte das gar nicht mystisch.

Spätere Entwicklung Nach ein bis zwei Jahrzehnten Experimentierens und New Yorker Non-Dance stellte sich die amerikanische Postmoderne der Herausforderung technischer Versiertheit. Die Fachwelt feierte als wichtigste Entwicklung des Tanzes der 80er die Rückkehr zur Virtuosität. [5]

Nicht nur nahmen die Tänzer vermehrt wieder klassischen Unterricht, sie «bedienten sich vorhandener Stile und Techniken wie im Supermarkt». Das ist durchaus im Sinne der Postmoderne.

Zeitversetzt in Europa Die Wurzeln der Release-Technik sind weit verzweigt. Die Release-Lehrerin mit Limón-Hintergrund Michou Swennen erwarb ihre Kenntnisse unter dem Label Mouvement Fonctionel, einer Mischung aus Alexander-Technik und Rosalia Chladek, meint sie. Sie gibt sie weiter an berühmte Compagnien wie die von Carolyn Carlson, Gallotta und Anne Teresa de Keesmaeker. Letztere wiederum hat ihre Kenntnisse aus New York. Als Absolventin der Mudra-Schule von Béjart sog Anne Teresa de Keesmaeker 1982 die amerikanische Postmoderne vor Ort auf. Wieder auf heimischem Boden gründete sie die Compagnie Rosas. Sie schlug ein wie der Blitz. Rosas wurde kunstvoll verfilmt, und der fliessend-coole Stil wird vielleicht manchen von Ihnen noch im Kopf schwirren. Von dieser Choreographin erzählt Michou Swennen in einem Interview mit Ensuite, wie sie aus der Release-Idee heraus zu Beginn viele Amateure in ihrer belgischen Tanzschule P.A.R.T.S (in Nachfolge der abziehenden Béjart-Schule) einbezogen hatte. Doch das habe sich mittlerweile komplett verändert. Aus dem Interview mit Alain Platel (Ensuite Nr. 80) wissen wir, dass auch er die Virtuosität professioneller Tänzer für sich entdeckt. Wenn nun Tänzer mit purer Release-Technik, in Kursen erworben, zu einem solchen Choreographen stossen, treffen sie auf Probleme. Mark Bruce, derzeit Gastchoreograph für das Bern:Ballett, hat beispielsweise bei Rosas von Anne Teresa de Keesmaeker getanzt, doch er meint: «Loslassen (=Release) könne man nur, wenn man vorher etwas erarbeitet habe. Nur Release-Tänzer vermögen meinen zusammengesetzten Bewegungsabläufen beim Vortanzen gar nicht erst folgen.»

Von den unvermeidlichen Cross-Overs profitiert natürlich auch das Ballett. Sein Bewegungsweltbild ist immer weniger geometrisch und aristokratisch ausgerichtet. Manche Lehrer schwärmen: «Wenn Du die Spannung aus dem Nacken nimmst, kannst du dich plötzlich schneller bewegen!»

Identität In Amerika, wo der Tanz schon früh in universitären Einrichtungen vermittelt wurde – es gab da ein halbes Jahrhundert vor Europa Tanzforschung – tüfftelt man an der Identität der Release-Technik. Man merkt: Viele verwenden zwar in Mischformen deren Prinzipien, sind aber keine Bekenner.[6]

Eine wichtige Frage treibt sie um: Ist die Release-Technik stilprägend oder verträgt sie sich mit anderen Stilen? Mit jedem? Haben die Mischformen etwas Erfahrbares gemeinsam? Die Technik sei durchaus mit verschiedenen Stilen kombinierbar. Sagen die einen. Die anderen pochen auf eine stilistische Eigenart: Selbst bei so unterschiedlichen Choreographen wie Eric Hawkins (Tanzpartner Martha Grahams) und Trisha Brown hätte die Release-Arbeit und Anwendung der Alexander Technik «die Kanten entschärft»[7].

Damit ist aber nicht in erster Linie die Ausfransung von Linien durch flapsige Füsse, also etwas Geometrisch-Formales, gemeint. Es geht um einen Charakter der Dynamik, und da tun die ForscherInnen gut daran, Rudolf von Labans Eukinetik anzuschauen. Anfang des 20. Jahrhunderts inventarisierte nämlich dieser Tanztheoretiker die Bewegungsqualitäten (vgl. Ensuite Nr. 62). Eine Laban-Kennerin an der Ohio-State-University[8] schaute im Inventar nach und meint: Labans Tabelle fehlt das passive Gewicht! Was das ist? Nicht der erwünschte Gewichtsschwund etwa, sondern ein Erspüren der Wirkung der Schwerkraft. Kein Dagegenhalten oder Herumtragen der Eigenmasse, was ein «aktives Gewicht» wäre. Nun, die neue Bewegungsqualität hielt Einzug ins System. Die Eigenart des Release ist nun zu verorten, nämlich innerhalb des Zusammenspiels von Gewichtsverwendung, Tonus und Fluss mit den Koordinaten Raum(qualität) und Zeit(qualität): Der Release-«Stil» sei im Punkto Tonus mit seinem schwachen Muskeltonus und im Punkto Gewicht auf der negativen Seite der Skala - Dem Ephemeren ist ein Platz geschaffen ...

3 Dies gilt in erster Linie beim Ballett, aber mit Einschränkungen (z.B. der Contract) auch im modernen Tanz.

4 Langer, S. K. (1953). Feeling and Form: a Theory of Art Developed from «Philosophy in a New Key» . New York

5 Copeland, R. (1986). «The Objective Temperament: Post-Modern Dance and the Rediscovery of Ballet.» Dance Theatre Journal 4(3).

6 The Body Eclectic, S. 157

7 The Body eclectic S. 113

8 Die Mouvement-Analyse-Dozentin Melanie Banes

AUSBLICK TANZ

WAS ABER IST MUSIK? WAS IST DIESER KLANG, DER DIR HEIMWEH MACHT? WAS IST DIESE KADENZ, DIE INS FREIE FÜHRT?!

(Ingeborg Bachmann)

Eine Sängerin, eine Tänzerin, ein Musiker und ein Schauspieler haben den Wunsch, das Adagio Cantabile aus Schumanns Klavierquartett Es-Dur op. 47 zu spielen. Anstelle der klassischen Musikinstrumente finden sie auf der Bühne aber nur Kabel, Mikrofone und Lautsprecher. Mit der Musik aus der Vergangenheit in den Ohren stolpern die vier über die Gegenwart und ihre Technik. Gleichzeitig werden sie zu einem kreativen Umgang mit den ungewohnten Mitteln herausgefordert.

Die Inszenierung zeigt das Quartett in seinen manchmal komisch verzweifelten, manchmal erfolgreichen Anstrengungen und lässt das Publikum miterleben, wie die Komponis-

tin Cathy van Eck aus dem fortlaufend entstehenden Klangmaterial eine neue Komposition formt. Diese Musik klingt zum Abschluss aus vier fixen und vier mobilen Lautsprechern. Wie entsteht etwas Neues, was ist Innovation? Um diese Frage dreht sich die Inszenierung. Sie zeigt einen Aufbruch zu neuen Ufern, der mit Blick auf das Vergangene geschieht, und an dessen Ende dennoch ein Stück heutige Musik steht.

Das Quartett oder Schumann im Netz
PROGR Bern
Aula, Waisenhausplatz 30, 3001 Bern
Donnerstag, 25. März, 20.30h
Freitag, 26. März, 20.30h

THEATER

Spiel mit der eigenen Identität

Von Fabienne Naegeli – «Wer ... [bin ich]» fragt sich «Reckless Factory» in ihrer neuen Produktion Bild: zVg.

Nach dem unerwarteten Tod der Eltern (die Mutter Theaterschauspielerin, der Vater Medienzar) treffen die fünf erwachsenen Söhne und Töchter am Vorabend der Beerdigung in der elterlichen Villa aufeinander. Trauer über den Verlust empfindet keines der Geschwister, und auch an die Kindheit will sich niemand gerne erinnern. Der Tod der Eltern ist eine Befreiung, und so wird in der Nacht vor der Beerdigung erst mal richtig viel Cognac getrunken, und man amüsiert sich. Doch die verdrängten Probleme der Vergangenheit lassen sich nicht unter der Decke halten. Sie brechen über die gescheiterten Existenzen herein und bringen unangenehme Fragen nach dem eigenen Standort und der eigenen Identität mit sich. Wer bin ich? Was macht mich aus? Und wie bin ich zu dem geworden, was ich bin? Das Gefühl der Einheit oder Identifikation mit sich selbst wird von den Fünfen durch die neue Situation plötzlich als brüchig und verlusthaft erlebt. Sie können sich selbst nicht mehr verorten und müssen feststellen, dass sie die anderen brauchen, um zu erfahren, wer sie sind. Im Verlauf des Abends verlieren sie sich immer mehr in der trügerisch erinnerten Vergangenheit und der undurchsichtigen Gegenwart. Die provokant mit Sarkasmus und Ironie geführten Auseinandersetzungen der Geschwister werden zu einem Spiel, bei dem es um die Möglichkeit der Gestaltung oder Erfindung der eigenen Identität geht. Mit verschiedenen Formaten wie der Sitcom oder dem Krimi wird das Identitätsspiel so weit getrieben, dass die Grenze zwischen Fiktion und Realität zu verschwimmen beginnt. Es wird zweifelhaft, ob die Geschichten Wirklichkeit oder blosse Phantasieprodukte der Wohlstandskinder sind, um ihr banales, langweiliges Leben ein wenig spektakulärer zu machen.

Begleitet wird die Schweizer Erstaufführung von «Wer ...» von einer Internet-Inszenierung auf Youtube. Die fiktive Künstlertruppe «Mühle 183» bloggt da regelmässig über ihre Arbeit. Damit wird das Phänomen der multimedialen Selbstinszenierung thematisiert und die Authentizität solcher Auftritte hinterfragt, die durch diverse Internetportale ermöglicht werden. Zugleich wird die Frage aufgeworfen, ob sich in unserer komplexen Gegenwart, die ständig unterschiedliche Rollenanforderungen an den Einzelnen stellt, eine Gewissheit von Identität überhaupt herstellen lässt oder ob doch eher deren fortschreitende Auflösung festzustellen ist.

Die 2006 gegründete Gruppe «Reckless Factory» arbeitet erstmals mit einer bestehenden Textvorlage. Diese schrieb der niederländische Autor Oscar van Woensel (*1970) für die freie Theatergruppe «Dood Paard» (= Totes Pferd), der er selbst angehört. In Zusammenarbeit mit «Reckless Factory» entstand ein zusätzlicher Textteil, der nun zum ersten Mal aufgeführt wird. Nach ihrem letztjährigen Stück über die Einsamkeit «More than my mind» (März 2009) greift das Produktionskollektiv in diesem Frühjahr mit «Wer ...» die existenziellen und gesellschaftlich relevanten Themen Selbstinszenierung, Identität und deren Verlust auf und präsentiert sie in grotesker, humorvoller und, wie ihr Name bereits vorwegnimmt, in gewagter, riskanter und rücksichtsloser Weise.

4.bis 6. März, 20.30h
im Schlachthaus Theater in Bern
www.recklessfactory.org
Blogdokumentation unter:
www.youtube.com/RecklessFactory

FIGURENTHEATER!

Die Odyssee – frei nach Homer vom Puppentheater Roosaroos

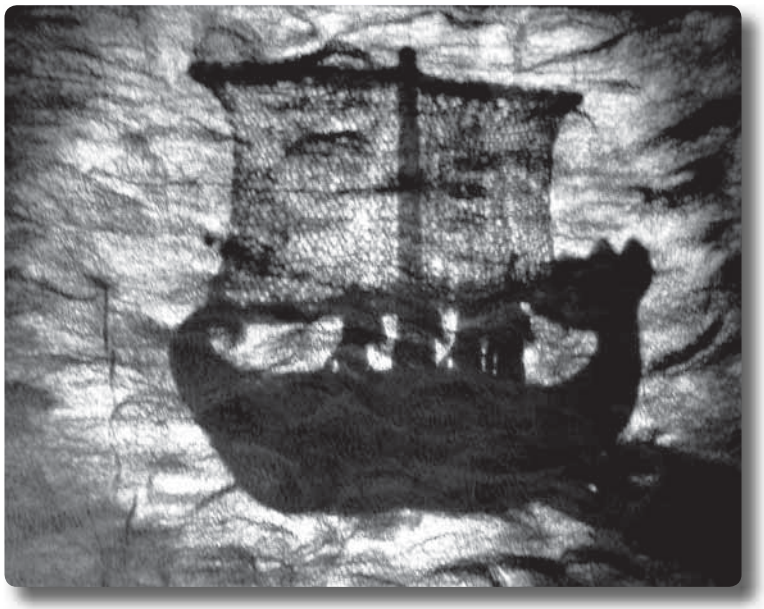
Von Irina Starmanns Bild: zVg.

Das erfolgreiche Schweizer Puppen- und Objekttheater-Duo Roosaroos bringt die längste Heimreise der Antike mit Figuren und Masken aus Pappkarton, Schattenspiel, Filzungeheuern und gestrickten Götterhandpuppen auf die Bühne. Ihr erstes Stück für Erwachsene und Jugendliche ab zwölf Jahren, erarbeitet unter der Regie von Frauke Jacobi, überrascht mit einer höchst musikalischen und fantasievollen Umsetzung des bildreichen Stoffs.

Odysseus ist ein Held. Nach langen Jahren als Krieger begibt sich der König der kleinen Insel Ithaka auf die ersehnte Heimreise. Doch der Zorn der Götter beschert ihm keinen einfachen Weg. Zahlreiche Abenteuer muss Odysseus bestehen, bis er Ithaka erreicht und seine geliebte Frau Penelope in die Arme schliessen kann.

Warum gerade «Die Odyssee», frage ich Silvia und Stefan Roos nach einer Vorstellung im Fabrikpalast in Aarau. Die Wahl des Stoffes habe durchaus biografische Motive gehabt. Die Geschichte dieser Sehnsucht und Liebe, die Hindernisse zu überwinden hat, ist zeitlos. Fast jedes Paar kennt Momente der Distanz, nicht jede Beziehung besteht jedoch die Prüfungen, welchen sie sich ausgesetzt sieht.

Doch die Liebesgeschichte von Penelope und Odysseus hat ein «Happy End» – zumindest in der Homer'schen Version. Die recht umfangreiche literarische Vorlage besteht aus 24 Gesängen. Für die Inszenierung wurde das Epos auf einen Handlungsstrang, Odysseus' Irrfahrten, reduziert. Für die Umsetzung der Textbearbeitung findet Roosaroos starke Bilder.



Die Inszenierung beginnt ganz still: Die Bühne ist spärlich beleuchtet. Zwei Spieler in Schwarz, jeder an einem Mikrofon, hauchen etwas hinein, doch statt erwarteter Worte kommt das Rauschen des Windes und des Meeres durch die Lautsprecher. Ein Rauschen, das allmählich zu einem Sturm anwächst. Von nun sind wir Zeugen, wie die Spieler einen lebendigen und symbolischen Klangteppich mit Hilfe eines Aufnahme- und Loopgeräts live erschaffen und die Irrfahrten Odysseus' mehrspurig illustrieren. Die Musik spielt in dieser Produktion eine ganz besondere Rolle. Die ausgebildeten Musiker Stefan und Silvia Roos dürfen ihre Talente voll entfalten, sei es stimmlich oder instrumental. Das ausgefeilte Klanggerüst, mal jazzig, mal volkstümlich, wird hin und wieder von der angenehmen Stimme des Erzählers (Matthias Walter) überlagert. Die Stimme kommt vom Band, und das Erzählen wird nicht nur zur treibenden Kraft der Inszenierung, sondern bietet auch Spiel-Raum, ja wird zuletzt sogar mit einem Augenzwinkern von der Bühne «gewischt».

Das Bühnenbild ist einfach gehalten und birgt doch einige Überraschungen. Sechs wandelbare Hocker – sie stehen symbolisch für die griechischen Inseln – sind ihrer eigentlichen Funktion meistens entfremdet und dienen mit ihren aufklappbaren Deckeln als Figurenhalter und Spielfläche. Weitere Hauptzutaten dieser lustvollen Inszenierung sind Figuren und Masken aus Pappkarton, Schattenspiel, Filzungeheuer und gestrickte Götterhandpuppen. Für jede Station auf Odysseus' Reise hat Roosaroos eine eigene Figuren- und Klangwelt geschaffen. Mit Witz begegnen sie den antiken Gestalten und zeigen den Zyklopen als verwöhntes Papasöhnchen, die Götter im Olymp als Quasselstrippen im Kasperletheater und die Sirenen als Engelsstatuen, deren Gesang ohrenbetäubende Wirkung hat. Spielerisch schlüpfen Roosaroos in neue Rollen und leihen den Figuren ihre Stimmen. Durch Mundart, Hochsprache oder Kauderwelsch erhält jede Figur schon nach wenigen Sätzen einen ganz eigenen Charakter. Die ausgeschnittenen Masken und Pappfiguren wirken zudem in ihrer ein- bis zweidimensionalen Einfachheit und klassischen Schönheit wie ein ironischer Kommentar zu der zeitlosen und universellen Liebesgeschichte. Die Ungelenkigkeit des Odysseus und seiner Krieger aus Karton setzt dabei einiges Geschick bei der Figurenführung voraus. Wie wunderbar dieses Zusammenspiel funktioniert, zeigt die berühmte Geschichte, in welcher Odysseus den Zyklopen überlistet. Während Sylvia Roos mit einer gestrickten Zyklopenmaske fast blindlings, aber sicher die Figuren bewegt, synchronisiert Stefan Roos das Geschehen, indem er dem selbstverliebten Zyklopen eine tiefe und kratzige Stimme verleiht.

In Schleifen nähert sich Odysseus seiner Insel, wird aber immer wieder fortgerissen. Viele weitere Prüfungen und Irrfahrten muss er ertragen, die verführerischsten Frauen hinter sich lassen und seine Klugheit unter Beweis stellen, bis die Götter sich seiner erbarmen. Das Loopgerät scheint hier eine schöne Analogie zum Homer'schen Text zu sein. So setzt der Erzähler an, den letzten Gesang zu erzählen. Doch mal spricht er um ein vielfaches schneller, mal stockt und stottert er. Für Homer ist die Geschichte von Odysseus und Penelope nach ihrer Zusammenkunft noch nicht zu Ende, weitere Abenteuer werden angekündigt. Für die beiden Spieler ist genau das der Moment, um einen Schlussstrich zu ziehen. Sie schalten das Tonbandgerät einfach aus, um einen weiteren «Loop» der Reise zu verhindern. Ob dieser Schluss ein Happy End ist, darf jeder selbst entscheiden. Für das Aargauer Duo Roosaroos hat die Inszenierung jedenfalls eine Glücksträhne ausgelöst. Für die Odyssee wurden die beiden als «Pro Argovia Artists 2010/2011» auswählt.

Mehr Infos zu den Künstlern:
www.roosaroos.ch
Nächste Spieldaten in Zürich:
11. und 12. März 2010, 20.15h,
Theater Stadelhofen
www.theater-stadelhofen.ch

«Ich bin ein fürchterlich verzettelter Mensch»

Interview von Guy Huracek Bild: Christian Harker

Walter Andreas Müller ist Schauspieler, Radiomoderator und Parodist verschiedener Politiker. Mit Guy Huracek spricht er über seine Rolle als Blocher, Fernsehen und Theater.

Guy Huracek: Herr Müller, wie ist es, Blocher zu sein?

Walter Andreas Müller: Sehr angenehm. Natürlich im Sinne des Parodisten geantwortet. Er ist eine Persönlichkeit, die mir sehr gut liegt, auch physiognomisch. Man sagt mir, ich habe eine gewisse Ähnlichkeit mit Herrn Blocher. Es braucht daher relativ wenig, um in diese Figur zu schlüpfen. Das ist spannend, polarisiert, löst bei den Leuten Verschiedenes aus und es ist eine Parodiefigur, der man sehr viel in den Mund legen kann. Sehr viel mehr, als wenn ich als Bundesrat Moritz Leuenberger auftrete. Es ist daher interessant, dass der Approach (die Nähe) zum Publikum besser funktioniert.

Guy: Spielen Sie Blocher lieber als andere Bundesräte?

Das kann man so nicht sagen. Nein. Ich sage immer: Die Figur, die ich gerade spiele ist meine liebste. Wie gesagt, Blocher ist die Bundesratsrolle, die mir optisch am meisten entgegenkommt. Für die Maske habe ich hier am wenigsten Schwierigkeiten. Es gibt Leute, die finden mich als Blocher grossartig, andere sagen, der Merz sei fantastisch gespielt usw. . Ich habe alle meine Parodien wahnsinnig gern. Auch in meinem neuen Stück «Reifen, Cash und Pannen» – wo es primär keine Politiker sind – ist die Figur, die ich gerade parodiere, meine liebste.

Guy: Hat sich Christoph Blocher zu Ihrer Parodie geäussert?

Ja. Es ist tatsächlich so, dass es durchs Band Reaktionen von Leuten gibt. Das Geheimnis ist, dass wir versuchen, diesen Leuten nicht zu nahezutreten, bzw. dass wir sie nicht in die Pfanne hauen. Als Parodiefigur wollen wir ihnen zwar gerecht werden, uns ihnen satirisch und komödiantisch nähern, aber nicht so, dass wir sie verletzen. Das hat die Konsequenz, dass ich noch nie eine negative Reaktion von einer meiner parodierten Persönlichkeiten bekam. Ich hatte sehr schöne Begegnungen, sowohl mit Christoph Blocher als auch mit den Bundesräten Merz oder Leuenberger.

Guy: Sie sagten «wir versuchen». Wer ist alles damit gemeint?

Ich meine mit dem «wir» die Autoren, die mir meine Texte schreiben. Ich bin nicht wie Giacobbo, der seine Texte selbst verfasst (schmunzelt). Ich bezeichne mich als rekreativen Künstler, der Material braucht, um etwas draus zu machen.

Guy: Welcher der Bundesräte ist für Sie am schwierigsten zu spielen?

Das hängt immer ein bisschen mit der Maske zusammen. Ich sage immer die Maske ist in einem gewissen Grad 50 Prozent der Parodie. Wenn ich eine Maske habe, die optisch nicht stimmt, dann kann ich mich noch so anstrengen eine Person zu imitieren. Ich bin ja kein Stimmenimitator, sondern jemand, der von der Schauspielerei her kommt. Ich will die Figuren möglichst authentisch verkörpern, also auch optisch. Es ist so, dass ich, um Bundesrat Merz zu werden, zweieinhalb Stunden brauche. Die Schwierigkeit liegt dort, wo die Maske einer Figur relativ schwierig herzustellen ist. Am einfachsten ist es bei einer Figur – ich komme wieder auf Alt-Bundesrat Blocher zurück – die relativ leicht zu machen ist. Um Blocher zu werden, kann ich mich selbst schminken.

Guy: Sie sagten, die Maske mache 50 Prozent Ihrer Parodie aus. Die übrigen 50 Prozent sind einfach Ihre schauspielerische Fähigkeit?

Ja. Das «einfach» stört mich einfach ein bisschen an dieser Frage (beginnt zu lachen, tätschelt meine Hand). Nein, nein – ist gut, ich weiss, was sie meinen und nehme sie nur auf den Arm. Das bringt mich aber auf etwas Anderes. Viele Leute meinen, ich schüttle das einfach so aus dem Ärmel, so zackzack, und das ist es natürlich nicht. Man muss die Figuren studieren: ihre Sprache, ihre Gestik, ihre Bewegungen, Outfit usw. . Daher sind die 50 Prozent ein sehr wichtiger Anteil. Es hängt sehr von der jeweiligen Rolle ab. Beispielsweise bei Bundesrat Couchepin (der ist so um die 1.95 Meter gross) brauchte ich sogar Koturne, und man musste mir das Kostüm ausstopfen, ich war auch hier über

zwei Stunden in der Maske für die Glatze, die künstliche Nase und Ohren. Beim ihm spielte die Maske ein grosse Rolle, und dann genügt es nicht, wenn ich (beginnt mit tiefer Stimme und französischem Akzent Chouchepin zu imitieren) so spreche, wie er gesprochen hat.

Guy: Wie haben Sie sich in die Rolle Blocher eingelebt?

Bei Blocher war dies ein Spezialfall. Der ist mir im Prinzip zugeflogen. Bei ihm hatte ich überhaupt keine Probleme. Die Rolle lag mir von Anfang an. Natürlich habe ich auch eine zeitlang Videos von ihm geschaut und die typische Haltung von ihm studiert. Aber der Rest, seine Sprache oder sein Aussehen (beginnt Blocher zu parodieren) – das liegt mir sehr gut.

Guy: Sie machen Fernsehen, Radio und Theater. Was gefällt Ihnen am meisten?

Das ist schwierig zu sagen. Ich bin ein furchtbar ambivalenter und breitgefächerter Mensch. Es ist für mich unglaublich schwer, Vorlieben oder irgendwelche speziellen Dinge zu definieren. Wenn man mich fragt, was mein Lieblingsessen, Lieblingswein oder Motto ist, dann komme ich immer ins Schleudern. Es gibt so unendlich viel, was ich gern habe. Das Theater ist zwar meine Wurzel, meine Heimat, wo ich letztendlich herkomme, nach meiner so genannten seriösen Berufsausbildung als Verlagskaufmann. Das Fernsehen ist die Sparte, die wir für die Popularität brauchen, um bekannt zu werden, damit schlussendlich die Leute ins Theater kommen, um uns live zu sehen. Das Radio war für mich als junger Schauspieler etwas, womit ich Geld verdienen konnte, denn vom Kleintheater an der Winkelwiese konnte ich nicht leben. Ursprünglich war das Radio einfach eine Geldquelle, aber es wurde für mich zum Faszinierendsten, was man machen kann. Es ist was total Anderes. Man ist allein im Studio und spricht zu einem unbekannten Publikum. Im Radio spreche ich letztendlich mit jemandem, von dem ich nicht weiss, wie er aussieht und was er macht. Zudem hat das Radio unglaublich viele Möglichkeiten. Man ist als Moderator nicht mehr wie früher ein ausübendes Glied in einer Kette von Technikern und Redaktoren. Heute ist man als Moderator wie ein Pilot im Cockpit. Mutterseelenallein. Alle diese Tätigkeiten haben für mich eine ungeheure Faszination, und ich könnte jetzt nicht Noten für ein Gebiet verteilen, dass mir am besten gefällt. Ich bin ein fürchterlich verzettelter Mensch.

Guy: Die Serie «Fascht e Familie» ...

(senkt den Kopf und beginnt zu lachen) Das haben sie jetzt so lustig gesagt, da kommt mir gerade eine Anektote in den Sinn.

Guy: Verraten Sie es mir?

Ein kleiner Junge kam mal auf mich zu und sah mich mit grossen Augen an. (Mit hoher kindlicher Stimme) «Gäu du spielsch ir FASCHTEN Familie?» Der kleine Bub sagte also «Fasten», und Ihre Frage hat mich gerade an diese Szene erinnert.

Guy: (lacht) Ich bin froh, dass ich Sie an einen kleinen Jungen erinnere. Aber fahren wir fort. Die Serie war ja relativ erfolgreich ...

Relativ? Es war die erfolgreichste Sitcom des Schweizer Fernsehens. Über 1.3 Millionen Zuschauer am Freitagabend. Es war der absolute Quotenrenner und wurde bis jetzt nicht übertroffen.

Guy: Somit sind wir bei meiner Frage: Wieso wurde die Quote nie mehr erreicht?

Hmmm. Das ist eine schwierige Frage. Da stosse ich auch an ein grosses Fragezeichen. Es könnte unter anderem daran liegen, dass «Fascht e Familie» die erste Sitcom von SF war. Ganz generell gesagt hatten wir optimale Bedingungen: komfortable Produktionszeiten, einen fantastischen Autor, hervorragende Regisseure, ein wunderbares Ensemble und eine Story, die von den Figuren her für jeden etwas brachte. Von der Grossmutter bis zum Teenie, es hatte jeder Zuschauer seinen Liebling. Letztendlich kann man es in einem Satz sagen: Es hat einfach alles gepasst. Warum man diese Quote nicht mehr erreichte, das kann ich offen gesagt nicht sagen.

Guy: Wenn Sie unendliche Geldmittel zur Verfügung hätten – was würden Sie produzieren?

Ich habe kein konkretes Projekt, aber ich würde das Geld in eine gute Komödie investieren. Unser grosses Problem ist es, dass uns finanziell die Hände gebunden sind. Es sind im Moment so viele Produktionen unterwegs, dass es langsam schwierig wird, die Leute ins Theater zu bringen. Daher würde ich das viele Geld für eine enorme Werbekampagne ausgeben. Oder vielleicht würde ich auch einen Kinofilm produzieren.

Guy: Nicht nur Theaterproduktionen haben es schwer. Der Schweizer Binnenmarkt ist relativ klein. Deutsche Produktionen, die einen wesentlich grösseren Absatzmarkt haben, werden auch in der Schweiz ausgestrahlt. Kann sich eine schweizerische Serie in Mundart etablieren?

Sie kann sich schon etablieren. Aber wir haben nur einen wahnsinnig kleinen Markt. Man darf nicht vergessen, wir produzieren nicht einmal schweizweit. Wir produzieren deutschschweizweit. Das macht es enorm schwierig, Mittel zu bekommen. Ich meine, niemand gibt gerne für eine Produktion eine halbe Million Franken aus, wenn er in Zürich nur 20 000 Leute erreicht. Ausnahmefälle gibt es, wie zum Beispiel die Niederdorfoper oder «Ewigi Liebi». Aber dahinter stehen einerseits mutige Leute und andererseits Leute mit viel Geld. Und dort zeigt sich ganz klar: Die Werbung hat funktioniert.

Guy: Stirbt das Theater aus?

Nein. Das Theater stirbt sicher nie aus. Es ist etwas, was die Leute brauchen. Das unmittelbare Erlebnis, das Live-Erlebnis, das ist immer noch etwas, was die Leute anzieht. Man kann es mit einem Pop-Konzert vergleichen. Es ist ein grosser Unterschied, ob ich von den Rolling Stones eine CD kaufe oder sie live anschauen gehe.

Guy: Sie stehen als Künstler im Rampenlicht. Ist es nicht schwierig, sein Privatleben von der Öffentlichkeit zu trennen?

Verbergen oder Trennen?

Guy: Trennen.

Gut. Nein. Ich sage immer, es ist eine Gratwanderung, womit man als öffentliche Person umgehen muss. Ich bin kein Mensch, der all seine Probleme oder Veranlagungen an die grosse Glocke hängt. Aber auf der anderen Seite hat das Publikum auch ein Anrecht auf eine gewisse Offenheit. Aber auch ich habe meine Privatsphäre.

Stadt Theater Bern 2009 2010

Premieren Schauspiel

Co-Starring Ein Stück für Jugendliche von Theo Fransz
Vidmar:2 / *Premiere:* 24. März 2010

Quartett Von Heiner Müller
Vidmar:1 / *Premiere:* 27. März 2010

Ein bisschen Ruhe vor dem Sturm Von Theresia Walser
Vidmar:2 / *Premiere:* 7. April 2010 / Schweizer Erstaufführung

Verbrennungen Von Wajdi Mouawad
Vidmar:1 / *Premiere:* 10. April 2010

Letzte Tage Von Lothar Kittstein
Vidmar:2 / *Premiere:* 15. Mai 2010 / Schweizer Erstaufführung

Autorenspektakel: Meiler, Hauben und Globen Drei neue Stücke für eine Rauminstallation von Lutz & Guggisberg
Vidmar:1 / *Premiere:* 29. Mai 2010

Premieren Musiktheater

La Finta Giardiniera Wolfgang Amadeus Mozart
Stadttheater / *Premiere:* 1. April 2010

La Jolie Fille de Perth Georges Bizet
Stadttheater / *Premiere:* 8. Mai 2010

Premieren Ballett

Auf immer und ewig
Vidmar:1 / *Premiere:* 24. April 2010 / Uraufführungen

Tanz – Made in Bern 3 mit den Kummerbuben
Stadttheater / *Premiere:* 19. Juni 2010 / Uraufführungen

STEPS#12
Balé da Cidade de São Paulo (Brasilien)
Stadttheater / 30. April 2010

Introdans for Youth (NL)
Vidmar:1 / 4. Mai 2010 (10 + 14 Uhr)

Barak Marshall (Israel)
Vidmar:1 / 6. Mai 2010

Billette: Bern Billett / 031 329 52 52
www.bernbillett.ch / www.stadttheaterbern.ch

KULTUR PUBLIREPORTAGE

Herzblut für stagefever

Von Nadine Brunner, Projektleitung stagefever Gala

Wer hat sie nicht – die Suche nach dem perfekten Job? Doch nicht der Job für sich muss perfekt sein. Nein! Sondern die Früchte der getanen Arbeit sollen ein einzigartiges Gefühl der Zufriedenheit, Stolz und Lust auf mehr auslösen.

Sieben Jahre lang verwöhnte und verschönerte ich verschiedenste Menschen in meinem Coiffeurgeschäft in Bern. Genau an diesem Ort bekamen meine Ohren das erste Mal «stagefever» zu hören. Voller Aufmerksamkeit lauschte ich den vielen, tollen und vor allem chaotischen Geschichten von Gregor Bucher (Präsident, Verein stagefever). Stichworte wie Jugendmusical, JazzfRAPpé, Kidsmusical, Jugendchor und viele Fragezeichen schwirrten durch meinen Kopf. Ich wollte Antworten. So kam es, dass Gregor mich durch seine Erzählungen in eine Welt der Bühne, Theater und Musik entführte.

Ich erfuhr, dass der Verein stagefever Musikprojekte für Kinder und Jugendliche plant und realisiert. Dieser Verein wurde im Sommer 2008 gegründet. Er tritt als Organisator verschiedener Bühnenproduktionen auf und bietet jungen Menschen in der deutschsprachigen Schweiz Gelegenheit, gemeinsam Träume zu verwirklichen. Mit diesen packenden Ferienprojekten für Kinder und Jugendliche vereint stagefever Showbiz, Talentförderung, Jugendarbeit, Suchtprävention und Gesundheitsförderung.

Anfänglich waren es nur kleine Schreibarbeiten, die mich ins stagefever-Büro führten. Doch auf leisen Sohlen schlich sich dann das intensive Bedürfnis an, mich mehr für diese Jugendarbeit zu engagieren. Nachdem ich die erste stagefever-Bühnenshow «hin und weg» miterlebte, wusste ich: Hier bin ich richtig!

Die sensationelle Show, glückliche Teilnehmer, stolze Eltern, begeisterte Freunde und Bekannte, ein zufriedenes Team; Faktoren, die in mir eine unglaubliche Faszination auslösten, obwohl ich nur als Zuschauer anwesend war.

Auf der Bühne werden grosse Energien freigesetzt. Die Jugendlichen entwickeln eine einzigartige Dynamik. Sie haben die Möglichkeit, ihre Persönlichkeit ausdrücken und sich zu entfalten. Unsere Herausforderung besteht darin, eine professionelle Gesangs-, Tanz- und Theaterausbildung zu bieten und die Persönlichkeiten individuell zu fördern. Dazu werden wir von unzähligen Menschen mit viel Herzblut unterstützt. Alle Jugendlichen, die gerne singen, tanzen oder schauspielern haben die Chance, ihre Passion bei uns auf der Bühne zu leben.

Für unser Frühlingsprojekt 2010 in Bern sind noch Plätze frei!

Als Krönung in diesem Jahr findet am 30. April 2010 unsere erste stagefever-Gala im Theater National Bern statt. Mit diesem Charity-Event bieten wir unseren Gästen einen vergnüglichen Abend. Es wird ein Viergang-Menu serviert, und Sie kommen in den Genuss einer stagefever-Bühnenproduktion. Zum Schluss des Abends versteigern wir Events und Begegnungen der speziellen Art. Der Erlös fliesst vollumfänglich in die stagefever-Bühnenprojekte. So können wir noch vielen Jugendlichen bewegte und glückliche Momente ermöglichen.

Lassen auch Sie sich faszinieren und mitreissen! Geniessen Sie mit uns eine aussergewöhnliche stagefever-Gala im Theater National. Genau dort werde ich mein einzigartiges Gefühl der Zufriedenheit, Stolz und Lust auf mehr erleben. Motiviert und voller Tatendrang packe ich die Arbeit an und die täglichen kleinen Erfolge treiben mich voran – mit Herzblut.

js:my das schweizer jugendmusical

Schweizer Jugendmusical 2010 Proben:
27. + 28. März
10. bis 17. April (Frühlingsferien)
24. April
29. April (Abend)

Show-Daten
30. April – Gala im Theater National Bern
1. Mai – Theater National Bern
9. Mai – Stadttheater Olten

Anmelden: www.jugendmusical.net

STAGEFEVER GALA 30. APRIL 2010

Theater National Bern
Hirschengraben 23, 3011 Bern

Programm

18.30h	Welcome: Drink und Foto
19h	Begrüssung
19.15h	Gala – Dinner (Vorspeise)
19.45h	Musical «hin und weg» Teil 1
20.30h	Gala – Dinner (Hauptspeise)
21.15h	Musical «hin und weg» Teil 2
22h	Versteigerung
22.45h	Dessertbuffet
23.h	Musik zum Tanz (bis 2h)

Haben Sie Lust auf: ein persönliches Treffen mit Marco Rima, ein Besuch bei Chantal Michel im Schloss Kiesen, das Stadttheater vor und hinter den Kulissen, eine exklusive Führung im Bundeshaus oder darauf, einen Schweizer TV-Moderator live bei der Arbeit zu beobachten? All dies und mehr kommt unter den Hammer bei unserer Gala-Versteigerung.

Anmelden können sie sich auf **www.stagefever.ch** unter der Rubrik Gala.

stagefever
Sandrainstrasse 3, 3007 Bern
0848 104 104
show@stagefever.ch
www.stagefever.ch

Soul aus der Pannonischen Tiefebene

Interview: Luca D'Alessandro Bild: Daniel Kasaj

Der britische Musiklabel-Betreiber und Moderator der Radiosendung «Worldwide» auf BBC Radio 1, Gilles Peterson, sagte einmal: «Auf der Suche nach dem perfekten Beat in der ganzen Welt habe ich eine soulige Quelle in Zagreb gefunden.» Peterson bezog sich dabei auf das Duo Eddy Ramich und Yannah Valdevit, besser bekannt unter dem Künstlernamen «Eddy Meets Yannah».

Mit «Fiction Jar» veröffentlicht das charmante Pärchen am 26. März sein drittes Album unter Compost Records München. Es ist eine sanfte Mischung aus anspruchsvollem Soul, Urban Beats, Future Jazz und R'n'B-Harmonien. «Ein Gefäss voller Geschichten, verfeinert mit Zutaten, die das Leben entweder bitter oder süss erscheinen lassen», sagt Eddy Ramich im Interview mit ensuite-kulturmagazin.

«Eddy Meets Yannah» – ein Treffen zweier vielseitiger Musiker in einer Stadt, die, was die Musik angeht, in Europa für gewöhnlich nicht im Mittelpunkt steht: Zagreb.

Das stimmt. Zagreb ist punkto Musik nicht sehr bekannt. Nur wenige Musiker schaffen den Sprung über die Landesgrenze hinaus. Zwar gab es in den 60ern und 70ern eine Handvoll Jazzer, die in Zagreb den Ton angaben, allerdings hatten auch sie Probleme, ausserhalb Kroatiens bemerkt zu werden. Unter diesem Gesichtspunkt betrachtet, sind wir, Yannah Valdevit und ich, ein einzigartiges Duo.

Dass Ihr aus Zagreb kommt, strahlt einen speziellen Charme aus ...

... durchaus möglich. Zagreb hat keinen spezifischen Sound. Wenn du das Radio einschaltest, merkst du sofort, dass unsere Alltagskultur von Deutschland, England und den Vereinigten Staaten geprägt ist. Dieser Einfluss vermischt sich mit den slawischen Traditionen. «Eddy Meets Yannah» verarbeitet Inputs aus aller Welt. Vermutlich ist es genau diese Mixtur, die uns einzigartig erscheinen lässt.

Eine Mixtur, die sich stilistisch nur schwer erfassen lässt.

Die Leute reihen uns gerne in die Kategorie des Jazz ein. Das ist nicht ganz richtig. Klar, in unserer Musik sind Elemente aus dem Jazz unschwer festzustellen; aber auch aus dem Soul, dem House und der elektronischen Musik. Kurzum: Wir bieten elektronische Musik «with a touch of soul». Musik, die beim Hören Spass macht.

Yannah und Du, Ihr habt ganz unterschiedliche Hintergründe.

Yannah ist im Jazz gross geworden. Sie hat Orgel und Piano studiert. Ich hingegen komme aus der elektronischen Sparte. Als Radiomoderator und DJ bin ich fast jede Nacht in Klubs unterwegs. Meine Schwerpunkte liegen in den britischen Bass Heavy Sounds und im 2 Step/Future Garage. Darauf käme man nie, wenn man sich unser Album anhört (lacht).

Du lebst Deinen Stil, Yannah den ihren, wenn Ihr aber gemeinsam auf der Bühne steht, macht Ihr etwas ganz Anderes.

Ja, das ist korrekt, aber auch wir sind flexibel. Wenn wir in einem Klub vor 50 Leuten spielen, wählen wir einen ganz anderen Stil und eine andere Performance als in einem Klub mit 1 000 Leuten. Es kommt auf die Atmosphäre an. Grundsätzlich ist aber alles, was wir im Ensemble machen, eng mit der Black Music verbunden.

Wie hat sich seit dem Ende des Bürgerkriegs aus deiner Sicht das Kulturleben in Zagreb entwickelt?

Zagreb ist wie eine Insel in Kroatien. Die Stadt hat keine ausgeprägte musikalische Identität. Die Kulturschaffenden arbeiten nach dem «Copy und Paste»-Prinzip: Sie nehmen einen bestimmten Einfluss auf und machen etwas ganz Eigentümliches daraus. Als nebenamtlicher Radiomoderator bei Radio Zagreb 101 bin ich am Puls des Geschehens.

In dieser Rolle kannst Du die öffentliche Meinung beeinflussen.

Radio Zagreb 101 hat in den vergangenen Jahren tatsächlich die Kultur in der Stadt geprägt. Beeinflusst wurde der Sender, und damit auch ich, in erster Linie von Strömungen aus Nordeuropa. In der britischen Klubszene sind gegenwärtig Bass Heavy Sounds angesagt. Und so ist es nun auch in Zagreb.

Sind diese Sounds mit leichter Verzögerung nach Zagreb gekommen?

Nein, und das ist das Merkwürdige! Manchmal kommt es vor, dass ein Trend aus England oder aus Übersee hier in Zagreb bereits gelebt wird, während er in Deutschland oder der Schweiz noch gar nicht spürbar ist.

Wie erklärst Du Dir das?

Ehrlich gesagt: Ich weiss es nicht. Ich vermute aber, dass Radio Zagreb 101 hier eine wichtige Rolle spielt.

Auf der Myspace-Seite von Yannah und Dir steht in der Rubrik Heimat nebst Kroatien auch Osaka.

Ja, Yannah lebt gegenwärtig studienbedingt in Osaka, wo sie nebenbei an ihren eigenen Sounds tüftelt. Ob sie ein eigenes Album plant, kann ich im Moment nicht sagen. Ich bin sehr gespannt auf ihre Rückkehr im August.

Könnte es sein, dass Euer nächstes gemeinsames Album einen japanischen Touch haben wird?

Vielleicht, aber im Moment ist noch nichts geplant. Zuerst fokussieren wir uns auf die Promotion des aktuellen Albums...

... Euer drittes inzwischen: Fiction Jar – ein

Gefäss voller Geschichten.

Das stimmt. Schade, dass Yannah heute nicht hier ist. Sie wüsste viel zu erzählen. Sie ist gut in philosophischen Dingen. Abermals hat sie mir den Sinn des Titels erklärt. Schliesslich stammt die Idee von ihr.

Es scheint fast, als ob Yannah die Philosophin sei und Du der Pragmatiker.

Nein, das würde ich so nicht sagen. Ich bin der DJ, der ständig mit Ideen kommt und sagt, was man Neues machen könnte. Yannah hingegen ist diejenige Person, die im Studio am Computer sitzt, die Arrangements einspielt und die Texte macht. Vor zehn Jahren war ich im Programmieren sehr gut. Ich kannte jedes Tool und jede technische Innovation. Später lernte ich Yannah kennen. Allmählich übernahm sie die Programmierung, und inzwischen ist sie die Expertin.

Wer hat bei Euch das Sagen?

Beide (lacht). Die Leute denken immer, Yannah sei «nur» die Sängerin und ich der Kopf. Es ist aber nicht so. Wir ergänzen uns hervorragend.

Ihr spielt alles selbst ein?

Ja, es sind alles eigene Produktionen. Fremde, vorfabrizierte Samples verwenden wir selten. Es ist also nicht wie beim HipHop, wo man Beats aus bestehenden Liedern nimmt und in einen neuen Kontext stellt. Yannah ist eine echte Songwriterin. Sie kann alles komponieren, zum Beispiel auch Arrangements für ganze Orchester. Falls wir irgendwann einmal ein bisschen Geld übrig haben sollten, werden wir eine Aufnahme mit einem Sinfonieorchester machen, aber gegenwärtig ist das nicht möglich.

Wie würde «Eddy Meets Yannah» mit einem Sinfonieorchester tönen?

Eine schwierige Frage: Fantastisch, würde ich sagen (lacht). Genau so, wie ich es gerne hätte. Es wäre ein Traum, weil «Eddy Meets Yannah» immer ein bisschen musikalisch klingen muss. Darauf beruht unser Konzept. Ich kann mir nicht vorstellen, dass wir eines Tages in den Techno abdriften würden. Auf der Bühne als Solo-DJ Eddy Ramich lege ich selbstverständlich Techno auf, aber im Ensemble mit Yannah will ich mich an das gemeinsame Konzept halten.

Apropos Bühne: Yannah ist zurzeit in Japan. Konzerte von Euch sind daher demnächst bei uns in der Schweiz nicht zu erwarten.

Im Moment nicht, aber wir kämen natürlich gerne wieder einmal in die Schweiz. Ich erinnere mich an einen DJ-Auftritt in der Dampfzentrale in Bern, in Zusammenarbeit mit den DJs Dub & Zukie173 ... Ja, so hiessen sie, wenn ich mich richtig erinnere. Aber das ist schon eine Weile her. Höchste Zeit für die nächste Reise!

Info: www.eddymeetsyannah.com

«Ich bin sehr konservativ»

Von Luca D'Alessandro Bild: zVg.

Die trashig-analoge Klangästhetik der 60er und 70er haben es Roberto Di Gioia alias Marsmobil angetan. Der Multiinstrumentalist und Vollblutmusiker aus München liefert mit seinem Album «(Why Don't You Take) The Other Side?» Einblicke in seine fantastische Welt. Pop, Rock und Psychedelica-Sound der 60er bilden die Ingredienzien für Di Gioias Klangbild. Als Hobbykoch komponiert er aber nicht nur Musik ...

... sondern?

Auch Rezepte. Ich koche fürs Leben gern.

Eine Leidenschaft, die sich in Deiner Musik niederschlägt.

Ganz recht. Da kommt mir eine Geschichte in den Sinn. Darf ich?

Ich bitte darum.

Eines Abends, anlässlich einer Recording Session in Wien mit den beiden Produzenten Peter Kruder und Christian Prommer, stand ich in der Küche und bereitete ein Tomatensugo vor. Im Nebenzimmer hörten sich Peter und Christian ein paar Platten an; sie mussten sich auf einen Auftritt in einem Wiener Klub vorbereiten. Während also der Knoblauch vor sich hin brutzelte, vernahm ich unerwartet einen Sound, der mir buchstäblich unter die Haut ging. Er klang ein bisschen wie ABBA ... (Roberto singt eine Melodie) ... es war das Lied «Patience» von Supermayer, kennst Du das?

Ist mir nicht bekannt.

Wie dem auch sei: Ich skizzierte mir die Melodie auf eine Serviette, die ich in der Hosentasche zum Schnäuzen hatte (lacht) und stürzte mich hinunter ins Studio.

Und das Essen?

Das köchelte ruhig vor sich hin. Im Studio spann ich die Idee weiter. Als ich später beim Essen Christian und Peter davon erzählte, zeigten sie sich zunächst wenig beeindruckt. Ich verfolgte die Idee weiter, bis ich ein paar Tage später meine eigene Version von «Patience» im Kasten hatte.

Der Titel wird auf Deinem neuen Album zu hören sein.

Ja, dieses erscheint im April.

Zum Einen inspirierst Du Dich am psychedelischen Sound der 60er, zum Anderen schlägst Du mit Deinem Künstlernamen Marsmobil eine Brücke in die Welt des Science-Fiction. Wer bist Du eigentlich?

Ich bin ein komplett unvoreingenommener Mensch, der sich begeistern lassen kann: sowohl von einem netten Menschen, der mich am

Flughafen grüsst, als auch von einem Arme-Leute-Essen in Italien. Ich stehe auf einfache Dinge. Alles, was ich mache, muss reduziert und zugleich konzentriert sein. Ein Musikstück von Bach zum Beispiel, klingt einfach, ist es aber nicht! Es ist auf seine Art verständlich und transparent. So verhält es sich auch in meiner Musik ...

... die sich seit Deinem ersten Album «Strange World» stark verändert hat.

Manchmal bin ich zu wechselhaft. In der Vergangenheit habe ich viele Konzepte verändert und bewegt. Doch inzwischen empfinde ich das nicht mehr als Laster, sondern als Vorteil. Ich bin stets in Bewegung.

Es ist also nicht die Musik, die zeitlos ist, sondern Du bist es.

Na ja, ich bin sehr konservativ (lacht). Was ich einmal für gut befunden habe, möchte ich mir selbst bewahren. Ich verfolge aber auch einen fortschrittlichen Gedanken: Täglich bemühe ich mich, etwas Neues zu entdecken. Wenn ich eine Vorstellung spüre, ist sie noch nicht Realität. So gesehen, arbeite ich zukunftsorientiert.

Diese Eigenschaft steckt im Namen «Marsmobil» drin.

Den Namen habe ich seit elf Jahren. In der Zwischenzeit habe ich mich persönlich weiterentwickelt. Ein Namenwechsel stand dennoch nie zur Diskussion. Warum auch? Marsmobil geht gut von der Zunge, die Leute kennen ihn.

Steckt nicht mehr hinter diesem Begriff?

Ich habe mir nie grosse philosophische Gedanken darüber gemacht. Marsmobil vereint in sich meine visionäre Charaktereigenschaft: Was passiert, wenn ich dieses und jenes Element zusammenfüge? Wie kann ich mit neuen Zutaten einen mir sehr persönlichen Sound generieren? Einen Sound, den ich selbst nicht kenne? Da beginnt für mich die Zukunft.

Das ist ein bisschen wie kochen.

Ja, verschiedene Ingredienzien ergeben ein Menü.

Und dieses soll möglichst einfach sein.

Was mir an der Musik gefällt, ist die Transparenz – nichts Verschnörkeltes. Was aber nicht heisst, dass ich Schnörkel nicht gut finde. Grundsätzlich schmeckt mir ein einfach gekochtes Essen besser, als eines, das mit wenig Liebe, aber mit unzähligen Zutaten zubereitet wurde. Das macht auf mich den Eindruck, man wolle etwas kaschieren. Wenn du in ein Restaurant gehst, merkst du an der Tischdekoration oder am Licht, ob hier mit Liebe gekocht wird.

Deine Mutter ist aus Deutschland, dein Vater Italiener. Deine Musik lässt sich teilweise dem Psychedelica-Sound der 60er zuordnen. Inwiefern hast Du Dich von der Musik aus der römischen Filmeküche Cinecittà beeinflussen lassen?

Ziemlich stark. Ich bin vom italienischen Kino der 50er und 60er angetan. Mich inspirieren die Bilder und Stimmungen, die von diesen Filmen ausgehen, und wie sie von den Filmmusikern Ennio Morricone, Armando Trovajoli, Piero Umiliani bis hin zu Federico Fellini gesehen werden: Amarcord ist ein Film mit vielen Fragmenten, der genau wegen dieser Fragmente ewig fortgesetzt werden könnte. Und genau so betrachte ich meine Musik: Sie besteht aus kleinen Momenten und Stimmungen, die in ihrer Gesamtheit ein Bild ergeben.

Stimmungen, wie sie aus den Western-Filmen von Sergio Leone und der Musik von Ennio Morricone bekannt sind.

Ja. Ich habe Morricone in Wien gehört und während des Konzerts fast nur geweint. Die Stimmung hat mich in ihren Bann gezogen. Wie sich Morricone am Ende verbeugte, kaum lächelnd ... Er ist eine Ikone! Der Klangkörper aus dem Film «C'era una volta in America» fasziniert mich.

Nehmen wir das Stichwort «Bild» nochmals auf. Wenn Du von Deiner neuen CD ein Bild malen müsstest, wie sähe das aus?

Es entspräche einem Gemälde, wie wir es vom britischen Maler und Fotografen David Hockney kennen. Hockney hat aus Polaroid-Bildern Collagen gemacht. Zum Beispiel hat er Teile von einem Kopf eines Menschen fotografiert, und die einzelnen Polaroids verschoben zu einem Gesamtbild zusammengeführt. Dabei sind ganz merkwürdige Formen entstanden – eine übergeordnete Perspektive, sozusagen. Ähnlich wie auf meiner Platte.

Der Albumtitel «(Why Don't You Take) The Other Side» suggeriert aber einen Perspektivenwechsel.

Ja, am Ende ist es aber erneut eine Perspektive. Oft stelle ich mir die Frage: Was ist die andere Seite? Stehe ich immer auf der gleichen Seite, oder kann ich mich nicht selbst einmal von aussen betrachten, um meine Wahrnehmung im richtigen oder falschen Moment zu ändern? Mit diesen Fragen beschäftige ich mich zurzeit. Im Übrigen beginnt und endet mein Album mit dem Satz: «Why Don't You Take The Other Side». Der Satz bildet das Leitmotiv des Albums: den Rahmen des Bildes. Im Innern des Bildes befinden sich Fragmente wie Liebe, Männer, Frauen, Essen, Bilder, all das, was uns das Leben bietet.

Sind die Fragmente aufeinander abgestimmt?

Es kommt auf die Betrachtungsweise an: Aus rhythmischer und akustischer Perspektive ist das Lied «Ordinary Boy» ein Happysong. Ihm liegt aber ein wahnsinnig krasser negativer Text zugrunde. «Ordinary Boy» handelt von einen Taugenichts, der ein Held sein will, es aber nicht sein kann, weil er sein Leben nicht kapiert. Er versteht die Dinge nicht, zumal er leicht unterdurchschnittlich begabt ist. Das spiegelt manchmal mich ein bisschen wieder. Dennoch schaffe ich es, dank des Perspektivenwechsels mich so zu akzeptieren, wie ich bin – trotz meiner Fehler.

So unbegabt bist Du nun auch wieder nicht. Es gibt wohl kaum ein Instrument, das Du nicht spielst.

(lacht) Ich bin kein gutaussehender Superstar, der fehlerfrei lebt und irgendwelche Liebesaffären hat. Ich bin ein «Ordinary Boy».

Ein gewöhnlicher Mann, der mit «ganz gewöhnlichen» Produzenten arbeitet. Unter Anderem mit Rolling Stones Saxophonist Tim Ries.

Das war vor sieben Jahren, als die Stones in München gastierten. Tim Ries produzierte parallel zur Tournee ein Tribute Album: «Music Of The Rolling Stones». Damals wurde ich angefragt, ob ich bereit wäre, in einem Münchner Studio mit Charlie Watts ein Lied einzuspielen.

Weshalb kam Ries ausgerechnet auf dich?

Ich kannte ihn aus meiner Zeit in den USA. Als er mit den Stones nach München kam, erinnerte er sich an mich. So kam es am Ende zu dieser Zusammenarbeit.

Dein erstes Album «Strange World» erschien fast gleichzeitig bei ACT Music. «(Why Don't You Take) The Other Side» wird bei Compost verlegt. Weshalb der Labelwechsel?

ACT ist auf Jazzmusik spezialisiert. Meine jetzige Musik hat nur am Rande etwas mit Jazz zu tun. Ich würde sie eher dem psychedelischen Folk zuordnen. Post-Prog-Rock-Musik, die bei ACT genauso falsch wäre wie bei einem Klassiklabel. Natürlich habe ich ACT-Labelmanager Siggi Loch mein neues Konzept vorgelegt, er legte mir aber erwartungsgemäss nahe, es bei einem anderen Label zu versuchen. So kam ich zu Compost ...

... und hoffentlich auch bald zum Abendessen. Ich hoffe, ich habe Dich nicht zu lange aufgehalten.

Nein, überhaupt nicht (lacht).

Was gibt's zum Essen?

Ich habe Gäste eingeladen. Vorgesehen ist ein weisses Pesto, bestehend aus Ricotta, gebratenen Wallnüssen und Pinienkernen, Pecorino- und Parmesankäse, frischem Basilikum, feinem sizilianischem Olivenöl und Tortiglioni. Meersalz, Pfeffer und ein klein wenig Knoblauch. Dazu gibt es einen Canonau.

Einen was?

Einen sardischen Rotwein. Und bei dir?

Pastetli.

Diskographie

Marsmobil: (Why Don't You Take) The Other Side? (Compost), Veröffentlichung: April 2010
Marsmobil: The Other Side EP (Compost)
Roberto di Gioias Marsmobil: Strange World (ACT)

Info: www.marsmobil.net

INSOMNIA

NEW YORK IM WINTER

Von Eva Pfirter

Es ist Winter. Kurz nach sechs Uhr gehen die Lichter an im Tram, und das Münster schaut schläfrig aus abendlichen Schneewolkenfetzen hervor. Es ist Winter, und meine Sehnsucht nach New York wächst und wächst. Nicht, dass ich im Sommer nicht gern in der Stadt der Städte weilen würde – aber der Winter ist es, der mir diese magischen Bilder schickt: Leuchtketten in den Bäumen des Bryant Park, feine Schneeflokken, die vor dem Rockefeller Center wirbeln, Tiffany's warm beleuchtetes Schaufenster, das auf Audrey wartet und wartet – wird sie jemals wieder kommen? Die gelben Taxis, die ungewohnt leise durch den Schnee rollen und irgendwo ein Jazz-Saxophonist, der in die kalte Winternacht hinausspielt und eine braunkarierte Mütze trägt.

Jede Jahreszeit hat ihre Stadt, oder jede Stadt hat ihre Jahreszeit. Es scheint, als ob erst der tiefe, kalte Winter New York in seinen wahren Zauber versetzt. Ich glaube, es liegt an den Farben. Als ich zum ersten Mal in New York war, gab es diesen einen grauen und eigentlich tristen Tag: Es regnete nicht oder nieselte nur, aber der Himmel war wolkenverhangen und schwer, fast so wie wenn Hochnebel über Bern hängt. Nur seltsamerweise war es nicht trist, im Gegenteil: Die zarten Grautöne von New Yorks unglaublichen Wolkenkratzern kamen bei diesem Licht wunderbar zum Tragen, die Glasfassaden in Tribeca waren lieblicher als im grellen Sonnenschein und die roten Wohnhäuser im East Village wirkten warm und einladend heimelig. Ich glaube, an diesem Tag machte ich die schönsten Bilder von New York: Die Grossstadt als sanfter, schlummernder Riese, in dessen Bauch gelbe Taxis kreuz und quer umherfahren, quirligen Kindern gleich.

Manche Menschen mögen sagen, New York sei grau, wie eine graue Grossstadt eben ist. Doch das ist sie nicht. Ebenso wenig wie Berns Sandstein grau ist. Doch dass er wunderbar grünlich schimmert, sieht man erst bei Regenwetter.

ensuite.ch

TRASH-KULT(UR) VOL. II

Recycling als ultra-romantische Vision

Von Pascal Mülchi

Ein untergehendes Segelschiff vor einer Insel, umgeben von liquider sich spiegelnder Masse. Im Hintergrund eine Art Himmel-Vorhang. Verkorkste Bäume, die keine Blätter mehr tragen. In die Höhe spriessendes Gras. Ein Steg. Häuser. Molekulare Formen als Türme, Wolken und Rauch. Grelle Lichtquellen.

«By the sea» heisst die bizarre Landschaft, die der junge kanadische Künstler Alex McLeod (25) geschaffen hat. Es ist eine von acht Landschaften, die Teil der Ausstellung «Imperial Lands» in der Rojo-Gallerie in Barcelona sind. Erstmals stellt der in Toronto arbeitende Künstler seine Arbeiten in Europa vor. Auf den ersten Blick erscheinen die Landschaften als real greifbare Miniatur-Welten, entstanden sind sie aber vollends mit 3D-Software am Computer. Erst der Ausdruck, entweder auf Fotopapier oder auf Leinentuch, das durch ultradünne LED-Lichter beleuchtet wird, materialisiert seine Kunstwerke. Den Betrachter verführen sie in eine andere Welt – in eine, in die er am liebsten selbst hineinschlüpfen würde.

Die verwendeten Elemente gleichen halluzinatorischen, synthetischen Produkten. Einmal fluid und sich spiegelnd, dann cremig und matt, teils kitschig, und oft mit skurrilen Strukturen versehen. Einerseits sind die Elemente vertraut, andererseits beunruhigen sie. Fantasie, Romantik, utopische Visionen und ökologische Anliegen fliessen gleichermassen ineinander.

«Die wiedergegebenen Elemente reflektieren die Wiederverwendung von Materie und die zyklische Natur von Leben und Tod», hebt Alex McLeod die Message seiner Kunstwerke hervor. Als Allegorien für Leben und Tod dienen McLeod die untergehenden Schiffe. Die Bäume und Gräser, die laut ihm aus der Vergangenheit wachsen, teils gar aus der Energie von Toten. Und Moleküle, die die Verbindung von uns allen symbolisieren – seit Jahren, seit wir existieren. Kurz: Im Zentrum steht die Materie, die nie stirbt und immer wieder zu etwas Neuem wird.

Diesen totalen Charakter der Wiederverwendung definiert McLeod in der zeitgenössischen Gesellschaft und Kunst als eine «ultraromantische Vision». Die Betrachtung korreliert unweigerlich mit dem Recycling-Gedanken und damit mit Trash. Einzig jedoch im Sinne des Wesens- und Schicksalscharakters.

«Trash ist nur indirekt eine Inspiration für meine Arbeit. Er übt einen Einfluss auf mein Lebensbefinden aus und ist damit ein (unbewusster) Faktor in gewissen Angelegenheiten und Ängsten, die dann wiederum in meinen Bildern erscheinen», erklärt McLeod. Inspiriert sei er vielmehr von einer Menge von Medien wie Videogames, Kino, exakter Kunst und sogar einem Friedhof nahe seinem Wohnort in Toronto. Nur selten komme es hingegen vor, dass er materielle, gefundene Dinge fotografiere und digital umsetze. Doch warum heisst die Ausstellung eigentlich «Imperial Lands» (zu Deutsch etwa: kaiserliche Ländereien)? «Meine ursprüngliche (formale) Inspiration waren Videogames, die sich um königliche und kaiserliche Ländereien drehten. Insofern fand ich es angepasst, die Ausstellung so zu nennen.»

Trash als Begriff enthält für McLeod eine negative Konnotation, die ein Endresultat impliziert. Es sei etwas Weggeworfenes ohne Zukunft und Wichtigkeit, sagt er. «Das Recycling-Motiv, das in meinen Arbeiten vorkommt, enthält dagegen eine viel optimistischere Perspektive. Ich will auch einen grünen, nachhaltigen Lebensstil ausdrücken.» Als digitale Trash-Kunst will er seine Kunstwerke deshalb nicht verstanden wissen. McLeod: «Zu positiv ist meine Betrachtung möglicher künftiger Existenzen.»

Die Ausstellung «Imperial Lands» von Alex McLeod ist noch bis am 11.3.2010 in Barcelona im «Rojo®artspace» zu sehen. Auf alxclub.com können die bizarren Welten von McLeod angeschaut werden. Rojo ist ein unabhängiges Konsortium, das sich seit 2001 der zeitgenössischen Kunst und deren Promotion widmet.

Ein klassischer Rückblick

«Stretchin' out»

Von Heinrich Aerni – Musikalischer Januar und Februar in Zürich

An dieser Stelle sollte längst eine Rezension der Neuinszenierung von Paul Burkhards «Kleiner Niederdorfoper» am Zürcher Bernhard-Theater erscheinen. Denn selten findet ein Bühnenwerk eines klassischen Komponisten einen solchen Anklang beim Publikum, dass alle Vorstellungen restlos ausverkauft sind. Aber deshalb kann die Rezension vorläufig ja auch nicht erscheinen. Der Fragen wären allerdings viele: Findet etwa die Fabulous-Attiüde des rosafarbenen Kalbs auf dem Plakat in der Vorstellung ihre Fortsetzung, oder wie schlagen sich Radio- und Fernsehmoderatoren als singende Volksschauspieler. Alois Feusis NZZ-Bericht vom 4. November 2009 ist hierzu in vielerlei Hinsicht aufschlussreich. Zur ersten Frage sagt er nichts, die ist ja auch heikel, zur zweiten aber schon, nämlich: Es geht. Feusi zeigt sehr schön, wie die ursprünglich wahrscheinlich als Volkstheater-Parodie entworfene «Niederdorfoper» von Max Sieber humoristischer zwar als frühere Fassungen, dafür aber absolut ungebrochen als Schwank inszeniert worden ist, was durch Erich Vock und Maja Brunner in den Hauptrollen noch verstärkt wird.

Nicht mit fremden Vorbildern, sondern an eigenen Vorgaben musste András Schiff sich messen, als er am 17. Januar in der Zürcher Tonhalle Bachs ersten Band des «Wohltemperierten Klaviers» zur Aufführung brachte. Das Publikum war zahlreich erschienen zum Hochamt, wenn der Heilige András das alte Testamtent der Klavierliteratur verkünden sollte. Man durfte gespannt sein, wie er es angehen würde, der in jüngeren Jahren Bachs Werken und selbst Scarlatti-Sonaten einen romantischen Gestus abzuringen vermocht, oder, mit dem damaligen Zeitgeist gesprochen, abzuringen gewagt hatte. Und siehe da, es war nichts mehr zu hören von den Lyrizismen, die Schiffs Spiel in jüngeren Jahren ausgezeichnet hatten, nichts von der Agogik, die selbst in den sperrigsten Werken noch ihren Platz gefunden hatte. All das war einer Nüchternheit gewichen, die gelegentlich auch in eine beim ihm nicht gekannte Härte umschlagen konnte, was aber als orgelhaftes illustratives Gestaltungsmittel in polyphonen Engführungen und Schlusspassagen gedacht war. Verstärkt wurde diese Klanglichkeit durch den Steinway-Flügel, den er selbst mitgebracht hatte. Das Instrument besass eine Perkussivität, die eigentlich für die Fugenkompositionen nur von Vorteil hätten sein sollen, die aber öfter in einen scheppernden Klang kippte, der eher störend wirkte.

Nicht zu all diesen Beschreibungen passte indessen das C-Dur-Präludium, das seltsam leiernd daherkam und nichts von dem lyrischen Atem aufwies, der Schiffs Spiel eigentlich ausmacht. Nur vereinzelt drang dieser in Präludien und namentlich in der h-moll-Fuge durch.

Zwei Konzerte, die mit hoher Wahrscheinlichkeit exklusiv an dieser Stelle zur Sprache kommen, fanden beide am 30. Januar statt. Das war vorab die Taufe der zweiten Vinylplatte, «Stretchin' out», des Zürcher Duos «Mr. Soul» in der Kunstgalerie «Perla Mode» an der Langstrasse. Der Bandname ist dem gleichnamigen Song von Neil Young entliehen, dem «Mr. Soul» wohl im Geist, nicht aber musikalisch nahestehen. Nachgeborene bezeichnen ihre Musik gerne als Disco Punk. Es handelt sich um positiv gestimmten Synthie-Pop mit Gitarre, der allerdings, vor allem auf der neuen Platte, öfter in siebzigerjahrehaften Endlosmelodiebögen mäandert, die dank der satt übersteuerten Gitarre nichts an Kraft vermissen lassen. Noch nie gesehen war das Konzertkonzept. «Mr. Soul» liessen die Platte minus den Gesang 1:1 ab Computer laufen und sangen und spielten zusätzlich noch dazu. Die Niederschwelligkeit dieses Playbackkonzeptes wirkte sehr entspannend.

Bei «Mr. Soul» ist es angebracht, die systematische Kategorie der Lauterkeit in der Musik anzuwenden. Sie vereinen ein kompromissloses künstlerisches Bewusstsein mit einem gewandten, geschmackvollen und durchaus hedonistischen Umgang mit Musik. Es kommt nicht von ungefähr, dass «Mr. Soul», von denen Mathias Menzl von «78s» sagt, es gäbe «kaum einen Hasenstall, [in dem sie] noch nicht aufgetreten» seien, in Zürich bei einer grossen Fangemeinde Geheimtip-Status geniessen.

Auffallend waren die vielen Schnauzträger, die ganz dem Kunstrahmen der «Perla Mode» entsprachen. Esther Eppstein fotografierte fleissig mit ihrer Spiegelreflexkamera.

Am selben Abend spielte in der Kalkbreite die Hardcore-Band «Sofy Major» aus Clermont-Ferrand. Die einzigartige innere Ruhe und der grosse Atem des Kalkbreiteraumes boten die perfekte Voraussetzung für das grandiose Set. «Sofy Major» sind live ein Hammer, die innerhalb des stilistischen Rahmens originell gebauten Stücke wirken auf der Bühne viel besser als auf der Platte. Uneingeschränkte Empfehlung!

Dass gutes, talentvolles Songwriting die Grundvoraussetzung für den künstlerischen Erfolg einer Band darstellt, zeigte sich am 16. Februar am Konzert der neuseeländischen, in London lebenden «Veils» im «Stall 6» der Gessnerallee. An Hingabe fehlt es der Band und vor allem ihrem Frontmann Finn Andrews nicht, im Gegenteil, er hat eine ungemein starke Bühnenpräsenz, und seine stets leidende Pose wird untermauert von einem überragenden Selbstvertrauen, das aber gerade bezüglich der Substanz der Stücke nicht ganz gerechtfertigt erscheint. «The Veils» klingen gelegentlich wie «The Smiths», andere Vergleiche werden stets bemüht, von Buckley Vater und Sohn bis «Joy Division». Es sind schöne Lieder, keine Frage, unklar bleibt hingegen, ob Absicht dahinter steckt, wenn der Wohlklang gelegentlich in die Süsse des Übermasses zu kippen droht. Bemerkenswert sind die blueshaften Längen, wie man sie etwa von den langweiligeren Stücken bei «The Gun Club» kennt, bemerkenswert deshalb, weil «The Veils» eine ausgesprochen britische, europäische Musik spielen, fernab jeder US-amerikanischen Laid-back-Abgeklärtheit. Der Effekt ist neuartig, aber nicht packend. Dass die Songs eher einfach gebaut sind, ist eine tolle Sache, aber je einfacher Musik gemacht ist, desto mehr ist sie auf irgend eine Form von Originalität angewiesen, die sie am Leben erhält, und das ist beim «Veils»-Repertoire einfach nicht gegeben. Wenngleich also der NME oder Thomas Lutz vom Züritipp die Erfolglosigkeit der «Veils» als «himmelschreiende Ungerechtigkeit» erachten, so kennen wir unterdessen doch einen entscheidenden Grund dafür.

MUSIKKULTUR

Das Berner Symphonieorchester: Weiterhin Spielball der freien Marktwirtschaft – oder Hoffnungsträger?

Von Karl Schüpbach – Frei erfundenes Gespräch zwischen einem Politiker und einem pensionierten Mitglied des Berner Symphonieorchesters. (2. Teil und Schluss)

Der Politiker: Wie abgemacht sprechen wir heute über Ihre strikte Ablehnung der Lohnerhöhung von 5%, wie sie Herr Häring in seinem Bericht vorschlägt. Ihre Haltung ist in der Fraktion auf totales Unverständnis, aber auch auf heftige Kritik gestossen.

Der Musiker: das war zu erwarten. Bevor ich materiell auf diese in meinen Augen leidige Angelegenheit eingehe, möchte ich Sie daran erinnern, mit welchen Tricks Herr Häring das Geld für diese Lohnerhöhung loseisen wollte: Als ich Ihnen meine Unterlagen zukommen liess, war die Abschaffung des Balletts noch auf dem Tisch. Damit sollte ein Teil der Lohnerhöhung finanziert werden, zusammen mit einem Abbau künstlerischer Aktivitäten. Anders ausgedrückt: Das Geld wird gewonnen durch die menschlich und künstlerisch mehr als fragwürdige Kündigung von zwölf Tänzerinnen und Tänzern. Heute können wir zum Glück davon ausgehen, dass in diesem Punkt die Vernunft gesiegt hat. Die unsinnige Einschränkung künstlerischer Aktivitäten und Aufgaben vom BSO und STB sind wohl noch aktuell, wir haben darüber gesprochen, und ich werde noch einmal darauf zurück kommen. Lassen Sie mich festhalten: Den Mitteln für eine Gehaltserhöhung – für die meine Kolleginnen und Kollegen noch dankbar sein sollen – haftet der Geruch zweifelhafter Manipulationen an!

Ihre Argumentation mag moralisch und künstlerisch hieb- und stichfest sein. Aber sind Sie sicher, dass die Mitglieder des BSO eine Lohnverbesserung von 5% Prozent nicht allen Bedenken zum Trotz annehmen möchten, weil so mehr Geld auf dem Konto ist?

Ich muss Ihnen Recht geben, natürlich kann ich mir da nicht sicher sein, ich spreche ja von meiner Warte aus. Meine langjährige Erfahrung mit Lohnerhöhungen für das BSO veranlasst mich, die Karten auf den Tisch zu legen und die im Bericht Häring vorgeschlagene Gehaltsaufbesserung als sehr gefährlich, ja als Falle, zu bezeichnen. Ein ganzes Berufsleben lang hat mich die folgende Kritik wie ein Axiom begleitet: Die Lohnpolitik in Bern für die Musikerinnen und Musiker des BSO geht seit Jahrzehnten von einer völlig falschen Einordnung des Berufes aus. Heute sind akademische Attribute unabdingbare Voraussetzungen, um Mitglied eines Symphonieorchesters zu werden: Matura und Hochschulabschluss (Master!). Somit kann es keine Diskussion darüber geben, dass die Mitglieder des BSO einen akademischen Beruf ausüben. Vor fast 40 Jahren habe ich in einer sehr umfassenden Arbeit diese Tatsache belegt, wobei ich das Privileg hatte, dass namhafte Wissenschaftler meine Schlussfolgerungen begleiteten und bestätigten. Aus der Publikation wuchs dann eine Lohneingabe an die Subventionsbehörden, welche die Forderung aufstellte, die Musikerinnen und Musiker des BSO seien in der Lohnklasse der Gymnasiallehrer einzustufen. Die Tatsache, dass die Vertreter meines damaligen Arbeitgebers (alle übten akademische Berufe aus!) meine Lohneingabe Komma für Komma übernahmen, dürfte wohl als Alibi dafür gelten, dass es sich bei dieser Einstufung nicht um das Werk eines einsamen Spinners handelte. Die Arbeit erregte viel Aufsehen, aber sie landete vor meinen Augen in der Tiefe einer Schublade des Städtischen Finanzdirektors. Unser Beruf ist in Bern also – seit ich denken kann – falsch eingestuft, und er ist es bis zum heutigen Tag geblieben!

Wie fällt denn der Vergleich mit anderen Schweizer Orchestern aus?

Ich bin froh, dass Sie diese Frage stellen. Vor der erwähnten Lohneingabe habe ich mehrmals versucht, auf der Basis von Vergleichen mit Zürich, Basel und Genf eine Situation zu korrigieren, die für Bern ganz einfach beschämend ist. Die Antwort war stereotyp immer dieselbe: In den erwähnten Städten seien die Lebenskosten höher, und das Orchester in Bern sei nicht ausgelastet. Aus diesem Grunde habe ich den Weg des Vergleiches verlassen, um in Bern einen akademischen Beruf zu finden, der in puncto Anforderungen während des Studiums und bei der Berufsausübung deckungsgleich ist.

Können Sie diese Aussagen in Hinblick auf den Vorschlag einer Lohnerhöhung von 5% Prozent präzisieren?

Das bin ich Ihnen schuldig, und ich belege gleichzeitig, warum ich den Vorschlag von Herrn Häring als Falle bezeichne. Von einer Gagenerhöhung um 5% Prozent hört man selten, daher tönen diese Schalmeienklänge höchst verführerisch, beim ersten Hinhören. Perfiderweise nennt der Bericht aber keine Zahlen, von einer Einstufung des Berufs steht kein Wort! Zahlen werde ich auch keine nennen, die Gefahr von Falschaussagen ist mir zu gross. Betrachten wir aber die soziale Einstufung der Mitglieder des BSO: Ich habe soeben von der berechtigten Forderung nach einer Einstufung in die Lohnklasse der Gymnasiallehrer gesprochen. Tatsache ist aber: Die Musikergehälter sind in Bern wesentlich tiefer als diejenigen von PrimarlehrerInnen! Die Erhöhung um 5% bedeutet zwar mehr Geld, aber sie schafft die unmögliche Einstufung nicht aus der Welt. Auf Jahre hinaus würden weitere Vorstösse als krasse Anmassung gebrandmarkt, nach einer erhaltenen Aufbesserung in der erwähnten Höhe.

Zur Abblockung weiterer Begehren käme noch ein weiteres – altbekanntes – Argument zur Anwendung: Das Orchester ist ja gar nicht ausgelastet. Sie verstehen wohl, dass ich auch aus diesem Grunde eine Reduktion der Aktivitäten des BSO so vehement bekämpfe: Sie ist nicht nur künstlerisch unverantwortbar, sie würde sich auch bei künftigen Lohnverhandlungen als Bumerang erweisen. Nochmals: Bei genauem Hinsehen ist der Vorschlag einer Aufbesserung von 5% eine sehr geschickt gestellte Falle!

Mir ist völlig unklar, wie Sie aus diesem Dilemma herausfinden wollen: Sie beschreiben eine absolut falsche soziale Eingliederung des Berufes, gleichzeitig lehnen Sie eine Lohnerhöhung ab, die – zugegebenermassen – keine definitive Korrektur mit sich bringen kann?

Mit dem Wort «definitiv» ist meine Antwort auf Ihre wahrlich sehr gewichtige Frage angetönt. Angesichts der riesigen Differenz zwischen der heutigen Lohnsituation und einer vorzunehmenden Einstufung in Richtung anspruchsvoller akademischer Berufe, ist es unmöglich, von einer einmaligen Lohnerhöhung zu sprechen, dies in einem einzigen Schritt, auch wenn er 5% beinhaltet. Man müsste vielmehr von einer mittelfristigen Finanzpolitik sprechen, die in verbindlichen Etappen zum Ziel führen müsste.

Dieser überraschenden Antwort kann ich zustimmen.

Ich hoffe, dass unsere Gespräche in einer Form, die ich jetzt nicht definieren kann, den Beginn eines Umdenkens im Kontakt zwischen Politik und Kultur bewirken werden. Ich zögere nicht, Ihnen Recht zu geben: das Überleben der menschlichen Gesellschaft hängt wesentlich davon ab.

4 TAGE SINNLICHE ZEITREISE – BAROCK MEETS BLACK TIGER

Ein neuer Trend der Klassischen Musik wird vom 3. bis 6. März 2010 am Musikfestival Nox Illuminata im Sudhaus Basel präsentiert. Sinnliche Inszenierungen, üppige Dekoration und ein Musikmix von Mittelalter bis HipHop sind Bestandteil dieses Erlebnisses für alle Sinne.

Die Nox Illuminata 2010 ist das Crossover-Festival für neue Klassische Musik, auch genannt Alt-Classical. Der transdisziplinäre Stilmix und überraschende Inszenierungen machen das Festival einzigartig.

Die Highlights in diesem Jahr sind: Barock trifft auf HipHop, ein Musikexperiment mit dem Rap-Pionier Black Tiger als DJ. Ulrike Hofbauer singt das Hohelied Salomons, begleitet von den engelsgleichen Stimmen vom Chor Larynx. Monteverdi trifft auf Bossa Nova, in der neuen Inszenierung des Mythos von Orpheus. Etienne Abelin präsentiert den barocken Rock Star Nicola Matteis und mischt seine Musik mit Jazz, Live-Elektronik und freier Improvisation.

Internationale Beachtung Das Festival wird durchgeführt vom Verein «morethanmusic» und besteht in Basel bereits seit sechs Jahren. Voller Energie hat es die Barockmusikerin Ann Allen ins Leben gerufen und viele Kulturschaffende der Region Basel bereits dafür begeistert. Beweis für den Erfolg der Nox Illuminata sind die Wiederholungen des Festivals an zwei renommierten Konzerthäusern in Deutschland und Österreich. Das Festival wurde im 2009 am Burghof in Lörrach unter dem Titel «Illuminationen» und für Joachim Schlömer im Festspielhaus St. Pölten aufgeführt.

Zukunftsmusik Für die Zukunft des Festivals haben die Organisatorinnen Ann Allen und Angela Nyffeler grosse Pläne: Neben der räumlichen Ausdehnung in das Sudhaus Warteck in Basel wollen sie 2010 erstmals ein breiteres kulturinteressiertes Publikum ansprechen und für diese moderne Art von Festival sowie den neuen Musikstil Alt-Classical begeistern. (Pressetext)

Informationen zum Gesamtprogramm
www.noxilluminata.com

CD-Anspieltipps

SADE – SOLDIER OF LOVE (SONY)

Sechs Alben kann sich die britische R&B-Band Sade zuschreiben, das Letzte mit dem Titel «Lover's Rock» liegt bereits zehn Jahre zurück. «Ich mache nur dann eine Platte, wenn ich denke, dass ich etwas zu sagen habe», sagt Sängerin und Frontfrau Sade Adu. Und dies scheint gegenwärtig der Fall zu sein. Das jüngst erschienene Studioalbum «Soldier Of Love» enthüllt eine neu erwachte Sade, «eine Künstlerin, die sich persönlich weiterentwickelt hat», wie sie selbst sagt. Tatsächlich hat sie sich von ihrem Image als pure Downtempo-Soul-Sängerin entfernt. Der Titelsong belegt dies: Sphärische Elektronik und satte Beats vermengen sich mit Akkorden und einer Rockgitarre. Doch ganz konnte sich Sade von ihrem Ursprungsstil nicht loslösen; nach wie vor ziehen sich sanfte Balladen und soulige Lieder durch das Album hindurch, welches, wir dürfen es hier sagen, durchaus gelungen ist und daher zu Recht in den Medien auf grosses Interesse stösst. (ld)

Zingg

Ein filosofisches Gespräch:

ES EILT DIE ZEIT, WIR EILEN MIT.
Wilhelm Busch 1893

Mittwoch, 31. März 2010, 19.15h,
Kramgasse 10, 3011 Bern, im 1. Stock

INNOVATIVE VERMÄHLUNG VON ELEKTRO UND STREICHQUARTETT

Morphologue Platten-Taufe in der Turnhalle

Die neue Morphologue-Platte ist anders als die bisherigen: Ruhige, melancholisch-schwebende Songphasen sind länger und fordern förmlich auf zum Innehalten – oder die Musik mit geschlossenen Augen zu hören, wie Myriam Stucki den Titel der neuen CD an der Plattentaufe in der Turnhalle erklärt.

Der erste Gedanke beim ersten Song an der

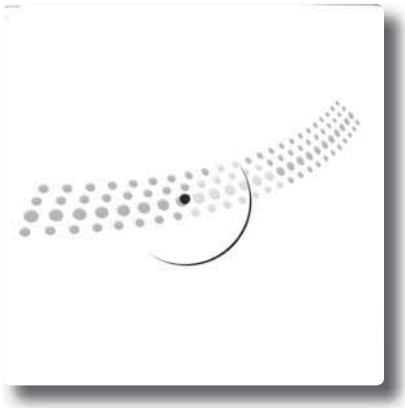
Plattentaufe ist denn auch: Wo bleibt der Beat? Oder: Wann kommt er?

Während auf älteren Platten irgendwann fast jeder Song abhob, beginnt diese mit sanften und schweren Klängen: Myriam Stuckis Stimme bleibt länger in der Schwebe, klingt länger nach, wird von keinem Rhythmus eingeholt.

Doch schon beim zweiten Song wird alles anders und spätestens bei «Leave things how they are» ist die altbekannte Morphologue-Energie zurück. Der siebte Song der CD ist vielleicht der stärkste überhaupt: Mini-Orchester und Beat verschmelzen zu explosiver Energie. My-riam Stuckis Stimme löst sich bei diesem Song von allzu langen Tönen, wird leicht und energetisch. Wirken bei anderen Songs Orchester und echohafte Klänge manchmal beinahe leicht esoterisch, sind sie bei «Leave things how they are» innovativ vermählt: Die Verbindung von elektronischem Klang und Streichinstrumenten ist mehr als gelungen und spiegelt wider, was Morphologue im Kern ist: eine starke Stimme und Klangwelten, die zwischen elektrisierender Energie und leichter Melancholie pendeln. (ep)

HOT CHIP - ONE LIFE STAND

«One Life Stand» ist Pop auf hohem Niveau. Schon der Opener «Thieves in the night'» ist eine Hot Chip-typische und sehr tanzbare Nummer, die mit ihrem Discobeat an die guten Seiten der 80er-Jahre erinnert. Der Discobeat bleibt uns auch auf dem zweiten Stück «Hand Me Down Your Love» erhalten, hier kommen aber zur zusätzlichen Betonung noch das Pi-



ano sowie ein Streichsample im Refrain hinzu – Ohrwurmgefahr garantiert. Danach geht's leider etwas bergab: «I Feel Better» passt meiner Meinung nach eher in einen Laden, der Kleider für pubertierende Gören verkauft und Neonröhren immer noch für angemessene Beleuchtung in Umkleidekabinen hält. Synthiebeat von mir aus, schön und gut, aber Eurythmics auf einem Hot Chip-Album müssen dann wirklich nicht sein. Spontane Assoziation: Cher. Muss auch nicht sein. Der Titeltrack «One Life Stand» klingt leider nicht viel anders, besser ist dann aber «Brothers», wo das Tempo heruntergefahren wird und Bass und Synthie-Einsatz wunderbar miteinander harmonieren. Harmonie gibt's auch bei «Slush», sehr pianolastig, sehr friedlich aber gleichzeitig irgendwie lustig (Hamanahamanhamanahamana-Backgroundgesänge von Taylor) und mit zweistimmigem Refrain. Passt irgendwie überhaupt nicht aufs Album und ist genau deshalb gut. Dass das Album unglaublich vielschichtig ist, erkennt man spätestens bei «Take It» – düstere New Wave-Inspiration lässt grüssen. Mein Fazit: 50 Minuten lang der leider nicht wirklich in sich geschlossene Versuch, einen würdigen Nachfolger für «Made in the Dark» zu produzieren. Dennoch, wie gesagt: Pop auf hohem Niveau. Das kann man jetzt verstehen, wie man will. (mis)

VAMPIRE WEEKEND - CONTRA

Vampire Weekend sind und waren schon immer nett zu meinen Ohren. Etwas wirklich Neues, Unerwartetes gibt es aber leider auf «Contra» nicht. Eher klingt das Album wie eine Komplettierung des typischen Vampire Weekend-Sounds. Passt zum Zitat von Drum-

mer Tomson: «Ich denke, wir klingen mehr wie Vampire Weekend als auf dem ersten Album.» Die 18-monatige Welttournee merkt man den Jungs dann aber doch an: exotische Einflüsse wie beinahe karibisch anmutende Rhythmen bei «Horchata» (der Name eines spanischen Erfrischungsetränks), das vor Fremdwörtern wie «Balaclava» oder «Aranciata» nur so strotzt. Erfrischend und ein gute Laune-Garant! Der typisch leichtfüssige Beat der Band wie das fröhliche «White Sky» animiert zum Mitsummen und jeden noch so tanzfaulen Hipster wenigstens zum kecken Fusswippen. Aber die Platte klingt nicht nur wie eine Sommerbrise, es geht bei «Cousins» oder «Run» auch mal etwas energiegeladen zu und her. Ersteres erinnert stark an «A-Punk», dem Dauerbrenner aus dem Jahr 2008. Sehr tanzbar, aber irgendwie auch sehr schnell langweilig. Gar nicht so nach den New Yorkern klingen «Giving Up The Gun» oder «California English», das mit digital verzerrten Vocals überrascht. Muss man mögen – ich mag es leider nicht. Alles in allem bleibt aber zu sagen – Vampire Weekend machen einfach gute Laune und zum Nebenher-Hören ist das Album allemal geeignet. (mis)

SHOUT OUT

LOUDS - WORK

Das verflixte dritte Album. Shout Out Louds haben das wirklich gut hinbekommen. Alles klingt anders als beim Vorgänger aber doch irgendwie vertraut gleich gut. Die Schweden haben «Work» unter der Leitung von Phil Ek (der mit ungefähr jeder bekannten Indie-Band aus dem Norden zusammengearbeitet hat) in Seattle, der Geburtsstadt des Grunge, aufgenommen. Offensichtlich liessen sie sich aber nicht vom rauen Gitarrensound vereinnahmen, sondern blieben ihrem Stil treu und treffen damit genau ins Schwarze. Mit Drums, die an New Wave erinnern, und stimmigen Gitarreneinsätzen entlohnt «Work» die Fans für das lange Warten nach «Our Ill Wills», immerhin drei lange Jahre. Die Band ist sich ziemlich sicher, was die Qualität des neuen Materials anbelangt: «It's the best thing we have ever made. On our mothers' graves." Der Sound ist mehr Interpol als The Hives, weniger Spoon als Peter Bjorn and John und weniger New Order als The Knife – was will man also mehr? Kritische Stimmen mehren sich trotzdem zusehends, und doch ist es den Shout Out Louds hoch anzurechnen, dass sie in Sachen Songwriting nicht auf Nummer sicher gegangen sind und «Work» bewusst in eine andere Richtung lenkten. Ob diese auf kommenden Alben ihre Fortsetzung findet, sei dahingestellt – bis jetzt haben die tapferen Schweden alles richtig gemacht, ihre Möglichkeiten zur musikalischen Raumgestaltung vollends ausgenutzt. (mis)

LISTENING POST

Von Lukas Vogelsang

NOREA TRIO

Rebbecca Clarke & Louise Farrenc

Das Trio Norea sind drei hervorragende Musikerinnen mit viel Herzblut, welche seit Jahren flüchtig von Konzertbühne zu Konzertbühne pilgern. Jetzt endlich haben sie sich auf einer ersten CD vereint – was schon lange zu erwarten war. «Norea» ist ein geheimnisvoller Name mit einer interessanten Bedeutung, welche wir hier jetzt nicht verraten wollen. So kommen die drei Frauen, so unscheinbar wie sie sein können, mit Rebecca Clarke & Louise Farrenc zu uns nach Hause. Ein Muss.

Etwas Mystisches schwingt im Trio mit. Sie können sich dadurch an komplexe Themen oder Musik wagen, ohne langweilig oder

schwerfällig zu werden oder zu wirken. Im Gegenteil: Das Spiel vom Norea Trio lebt, öffnet vor uns Ebenen, Horizonte und Zeiträume. Die Liebe zum Detail ist bereits auf der CD-Hülle zu spüren, und sie leitet uns in die Musik, bis sie uns verzaubert wieder entlässt. Sehr schön und bedacht sind die Infos auf dem Innenumschlag der CD – sehr schön auch die minimale Selbstdarstellung der drei Frauen. Aber Hyunjong Reents-Kang aus Südkorea (Violine), Eva Lüthi aus der Schweiz (Violoncello) und Milena Mateva aus Bulgarien (Klavier) brauchen das laute Brimborium nicht. Sie sind selbst ein Stück der Musik.

Das Norea Trio spielt am
21. März, 17h in Zumikon (ZH)
mit dem Orchesterverein Zürich
9. Mai, 18h bei den Burgkonzerten Biel

www.noreatrio.ch

YOU COULD HAVE IT SO MUCH BETTER

HOCHSCHULE DER KÜNSTE BERN

ANMELDESCHLUSS

15. MÄRZ 2010

WEITERE INFORMATIONEN:

WWW.HKB.BFH.CH

Berner Fachhochschule
Haute école spécialisée bernoise
Hochschule der Künste Bern
Haute école des arts Berne

hkb.bfh

bee-flat

KONZERTE
IM PROGR

Jazz, Weltmusik, neues Songwriting und Elektronik: bei bee-flat prägen schweizerische und internationale Bands ein Live-Programm, das Innovation und Qualität bietet – jeden Mittwoch und jeden Sonntag in einem der stimmungsvollsten Lokale in Berns Stadtmitte.

03.03.10 Buffalo Collision (USA)
05.03.10 Electronic Tribal feat. Miss Blitz
07.03.10 Oy (CH)
10.03.10 Imogen Heap (GB)
14.03.10 Yasmin Levy (Israel)
17.03.10 The Young Gods Unplugged (CH)
21.03.10 Philippe Djian & Stephan Eicher (France/CH)
24.03.10 Irène Schweizer & Pierre Favre (CH)
28.03.10 Solveig Slettahjell (Norway)
31.03.10 Schaerer/Oester (CH)
02.04.10 Electronic Tribal
04.04.10 Sly Johnson/Erik Truffaz/ Philippe Garcia (France/CH)
07.04.10 Giulia y los Tellarini (Spain)
11.04.10 Black Lotus (CH/China)
14.04.10 Staff Benda Bilili (Kongo)
18.04.10 Vijay Iyer Trio (USA)
21.04.10 Sevara Nazarkhan (Uzbekistan)
28.04.10 Django Bates (UK/CH)

Konzertort: Turnhalle im PROGR
Speichergasse 4
3011 Bern

Programminfos: www.bee-flat.ch

Vorverkauf/Tickets:
www.starticket.ch
www.petzi.ch
OLMO Ticket,
Zeughausgasse 14, 3011 Bern

MY HEART BELONGS TO CECILIA WINTER

Zuerst rattert man das halbe Repertoire der Arcade Fire und Konsorten runter und versucht die Band zuzuordnen. Es braucht schon den Hinweis, um zu verstehen, dass die drei kostümierten Figuren aus der Schweiz sind oder besser, sich von der Schauspielschule Zürich her kennen. Und so beginnen die Bilder in den Songs Sinn zu ergeben. Den grossen Vorbildern entsprechen sie schon sehr gut, haben aber ein eigenes Element gefunden, welches der Band einen selbständigen Charakter gibt: das Theater. Jedes Stück klingt wie eine Live-Performance auf der Theaterbühne. Wir sehen die Figuren vor uns.

Grossartig ist dabei nicht nur die witzige Instrumentalisierung, die zwar schon fast klischiert, aber sehr gut und frei umgesetzt ist, grossartig ist auch die Singstimme von Thom Luz. Sie gibt der gesamten Performance die Farbe. In Kombination mit dem Rest macht das alles einfach nur Spass.

Diese Gruppe zeichnet sich aber auch sonst von dem normalen schweizer Mainstream ab: Keine Band hat annähernd ein ebenso mutiges wie gewagtes Konzept so stilsicher umgesetzt. Von der Website, dem Album-Cover, den Pressebildern bis zur Musik stimmt die Linie. Dabei machen sicher die dramaturgische Kenntnisse und die Bühnenerfahrungen eine Menge aus. Man wünscht sich insgeheim, dass alle MusikerInnen mal während eines Produktionsprozesses in eine Schauspielschule gehen würden.

«My Heart Belongs to Cecilia Winter» hat mit dem Debutalbum auch gleich eine neue Musikära in der Schweiz einberufen. Sie ebnen den Weg für weitere Popexperimente, und es werden auch andere MusikerInnen jetzt ihre Berechtigung finden. Grossartige Schweizermusik. (vl)

ensuite verlost Anfang März drei CDs – Guck rein auf www.ensuite.ch!

www.myheartbelongstoceciliawinter.ch
www.choprecords.ch

SIBYLLE – TOOLS

Die Bernerin Sibylle Fässler ist keine Unbekannte. Sie gibt seit Jahren als Sängerin einen guten Namen ab, man findet sie immer wieder in Projekten mit hochkarätigen Musikern oder kleineren Projekte, die als Experimentierbühne dienen. Mit «Tools» macht sie jetzt einen seriösen Eigenlauf, mit Ihren Kompositionen und ihrem Stil. Singen kann sie, und die Stimme hat ein warmes Volumen, das die ZuhörerInnen berührt, ohne draufgängerisch oder nervig zu sein. Die Kompositionen sind ausgefeilt, und es hat einige sehr schöne Passagen, die aufhorchen lasen. Diese CD verspricht nicht nur, sondern hält viel auf sich.

Nicht abschrecken lassen darf man sich durch das sehr irritierende Coverbild. Hier ist noch Handlungsbedarf. Das Cover hat nichts mit dem Inhalt gemeinsam. Wer darüber hinwegsehen kann, wird überrascht von einem Klangbild, welches wirklich nicht erwartet wurde. Soulig, groovig und auch rockig kommt Sibylle daher, leicht und frisch bietet sie den einen und anderen hervorragenden Refrain, den wir auch gerne noch in ein paar Jahren hören wollen. Einige Durchhänger lassen sich ausmachen, doch die sind nicht gravierend. 13 Songs sind auf «Tools» zusammengestellt – es dürfen gerne noch mehr werden. Mit diesem Album kann sie sich jetzt auch einen grösseren Produzenten holen – das wäre jetzt «karrieretechnisch» unbedingt nötig. Der Weg stimmt, und das hört man gut – es könnte mit Sibylle noch ziemlich viel weiter gehen. Ohren auf! (vl)

www.sibyllefaessler.ch

HÄSIN MELS UND HASE FITZ UND DER TEICHGRUSELGOLZ

Hinter diesem Titel verbirgt sich ein Hörbuch von Christoph Simon mit der Erzähltante Annette Herbst und der Musik von Urs Sibold und Balts Nill (schön&fön). Unter der Rubrik Musik ist so was natürlich falsch – und doch nicht, denn das Buch ist bereits im Jahr 2008 veröffentlich worden – und im Zeitalter von Podcasts gehört ein Hörbuch doch zur Audioabteilung. Auf jeden Fall: Stöpsel rein und hingehört.

Die Zeiten vom «s'Rössli Hü» sind vorbei. Viele Eltern erinnern sich aber noch daran, wie sie damals unzähligen Kassettli umgedreht haben, um die Abenteuer des Holzpferdes mitzuerleben. Die Kinder von Heute kennen Teletubbies, die drei Fragezeichen und – wenn's

gut kommt – noch den einen oder anderen «Chasperli». Neu aber werden unsere Kinderstuben und auch das eine oder andere Erwachsenenschlafzimmer von Hasen heimgesucht, von Teichgruselgolzen, Füchsen, Spechten und anderem Gsindel. Der Berner Hörbuchverlag «Hörmal» (oder vielleicht müsste man sagen: «Der Lebensmittelladen für die Ohren») hat diese Gruselgolzen-Doppel-CD herausgegeben. Zum Glück. Unser Testkind Lisa meint dazu: «Ich habe die CD in der Nacht zum Einschlafen oft angehört! Sie ist total witzig! Der Teichgruselgolz ist am Schluss der ersten CD ein wenig gfürchig, aber die zweite habe ich noch nicht gehört!»

Annette Herbst macht ihre Aufgabe wunderbar. Die Stimme ist angenehm, und man beginnt mit ihr zu leiden, wenn die Hasen mit dem «f» nicht zu recht kommen. Daf ift fo fön! Aber auch die instrumentale Begleitung trägt viel zur Atmosphäre bei. Hut ab für die Hasen! (vl)

2 CDs
Hörmal – www.hoermal.ch
ISBN 978-3-9523477-6-8

Zimmer 202

Von Sonja Wenger

Das Werk von Peter Bichsel sei gleichzeitig bei «populärer Kumpelhaftigkeit und radikaler Kunst» anzusiedeln, das wird an einer Stelle im Dokumentarfilm «Zimmer 202» gesagt. Dasselbe darf wohl auch für den Menschen Bichsel gelten. In seinem Porträt über den «einzigen populären Schweizer Schriftsteller», der vor allem für seine Kurzgeschichten und Kolumnen bekannt ist, zeigt Regisseur Eric Bergkraut abwechselnd den Beobachter von Politik und Gesellschaft mit sozialistischem Herz, bissigem Wortwitz und radikaler (Selbst-) Ehrlichkeit wie auch den Kumpel von nebenan, der mit Gott und der Welt ein Bier oder ein Glas Wein trinkt, Kette raucht und der beinahe mehr über seine Mutter als über seine verstorbene Ehefrau spricht.

Pünktlich zu seinem 75. Geburtstag kommt ein Porträt über Peter Bichsel ins Kino, bei dem die Macher einen auf den ersten Blick ungewöhnlichen Ansatz gewählt haben: Bichsel gelte als Kenner von Paris, erklärt Regisseur Bergkraut aus dem Off, obwohl er die Stadt nie besucht habe. Nach einigem Bohren habe er den Schriftsteller dazu bewegen können, mit dem Filmteam eine Zugreise nach Paris zu unternehmen, sich dort im Zimmer 202 im Hotel Gare de l'Est einzuquartieren und ohne weitere Vorgaben einfach mal zu sehen, was passiert.

Passieren tut dabei tatsächlich nicht viel, doch bewegt sich allerhand. «Zimmer 202» ist ein filmisches Porträt, das sichtbar versucht, Klischees und Pathos zu vermeiden und das gerade deshalb nicht darum herumkommt, streckenweise knietief darin watet, nur um sich dann selbst darüber lustig zu machen. Bergkrauts Dokumentarfilm ist überraschend, erfrischend, witzig, und viele von Bichsels Worte, Gedanken und Gefühle klingen lange nach.

Bichsel geht also auf eine Reise und das Publikum geht mit, kann im Zug und im Hotelzimmer und im kleinen Bistro um die Ecke ganz nah bei ihm sitzen und zuhören, wenn er seine Gedanken formuliert. Dieser kluge Kopf spricht über die Liebe und wie sie sich von der Ehe unterscheidet. Über die Politik und welche Enttäuschung es ist, dass sich nichts verändert. Er redet über die Schweiz, die Armee und die Macht, über seine Bilder im Kopf, Pariser Clochards und Jean Gabin, über das Kochen, über Gross- und Kleinstädte, über die Tour de France, Patriotismus, über Trauer und Verlust. Das ist irgendwie schön, das ist sympathisch, das ist inspirierend.

Denn bei aller Abgeklärtheit und Lebenserfahrung scheint es für Bichsel noch immer gleichzeitig Last und Lust zu sein, in einem Land wie der Schweiz zu leben. Nicht von ungefähr sagt er «meine Heimat ist, wo mein Ärger ist». Und etwas, um sich zu ärgern oder um darüber nachzudenken, findet Bichsel immer, sei es sein «patriotisches Würgen», wenn ein Schweizer beim Radsport gut abschneidet, sei es der Sozialismus von heute oder sein Verhältnis zur Religion. Bichsel zuzuhören animiert dazu wieder mehr zu politisieren, zu lesen, zu kämpfen und sich mit den kleinen Dingen des Alltags auseinanderzusetzen.

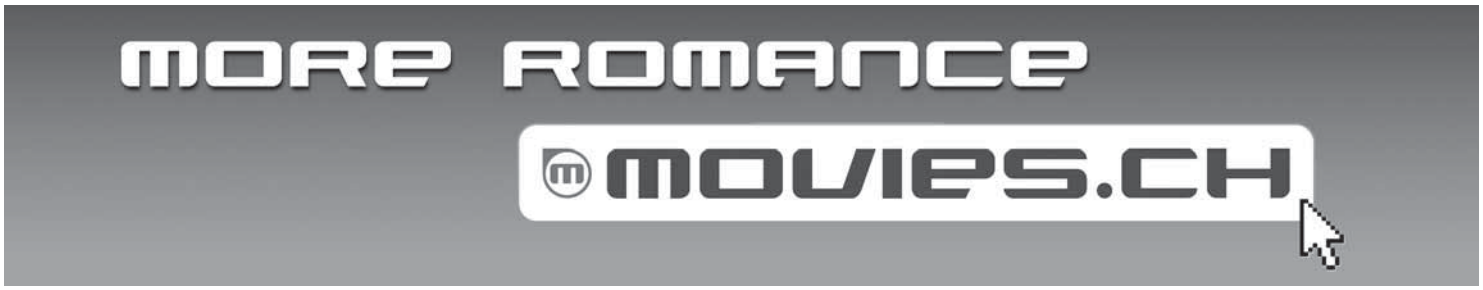
Untermalt mit einem dezent eingepassten Soundtrack von Sophie Hunger, hat Bergkraut seinen Film aus drei Elementen zusammengesetzt, zwischen denen konstant gewechselt wird: der Reise nach Paris, Rückblicken mit Archivaufnahmen des Schweizer Fernsehens und dem Alltag in Bichsels Zuhause – dazwischen immer wieder Ausschnitte aus Bichsels Geschichten. Streckenweise irritiert dieses Hin- und her, die Reise nach Paris erscheint immer wieder wie ein künstliches Element. Dennoch fehlt es nicht an Tiefe. Zudem wirkt Bichsel als Mensch und als Künstler nie verkopft, nie irgendwelchen Dogmen unterworfen.

Dies hat allerdings mehr mit beinharter Arbeit zu tun als mit einem Charakterzug, sagt Literaturprofessor Peter von Matt: «Was Bichsel tut, sieht nur leicht und locker aus.» Dahinter stehe ein Kampf um jedes Wort. «Diese Arbeit extra einfach wirken zu lassen, das ist Raffinesse.»

Das Bichsel sehr wohl ein Meister der Worte und sich deren Wirkung bewusst ist, zeigt sich in jenen Filmszenen, in denen er über seine Familie, Einsamkeit und Trauer spricht. Beinahe scheint es, Bichsel erzähle seine Geschichten das erste Mal und entblösse sich emotional vor der Kamera. Doch gerade hier spürt man den akribischen Beobachter und besonnenen Denker, dessen Aussagen frei von Peinlichkeiten und Naivität sind – eine Seltenheit in der Schweiz, in der die Kombination von Bodenständigkeit und Intellekt noch immer misstrauisch beäugt wird.

Bichsel weiss das wohl schon lange – und hat seinen Frieden damit gemacht. Und nach diesem gelungenen Porträtfilm können wir es vielleicht auch.

Der Film dauert 88 Minuten und kommt am 25.3. in die Kinos.



Ruedi Geiser: «KalberMatten bringt die Nöte unseres Lebens in Kürze gefasst auf den Punkt.»

edition ■ ensuite
ISBN 978-3-9523061-2-3
www.edition.ensuite.ch

Pizza Bethlehem

von Bruno Moll

Die Welt zuhause im Berner Quartier

«Bruno Moll zeigt in seinem Film *Pizza Bethlehem*, was gelebte Integration heisst. Ein Highlight der Solothurner Filmtage.»
Der Bund, Thomas Allenbach

Ab 8. April in Bern, Zürich, Basel, Baden, Brugg, Aarau und weiteren Städten

www.trigon-film.org
Tel. 056 430 12 30

trigon-film

Sparen Sie nie bei der Werbung!

Lieber beim Druck.

99.–
500 Exemplare
Karten/Flyer A6

DruckEinfach.ch

Einfach sparen.

TRATSCHUNDLABER

Von Sonja Wenger

Wollust und das mit ihr verbundene Spektakel könnten den Schwachsinn durchaus befördern – das beweise unter anderem das Verhalten von Silvio Berlusconi. Das schreibt der deutsche «Spiegel» in einem grossen Essay über die Sünde, einer schön-bösen Abhandlung über Eitelkeit, Habgier, Wollust, Zorn, Völlerei, Neid und die Trägheit des Herzens. Klingt vertraut? Kein Wunder.

Schliesslich brauchen wir nicht einen «Spiegel», egal in welcher Form, um zu verstehen, dass die Sünde «sich heute neue Identitäten sucht», dass sie «ein Imageproblem hat», also in der Krise ist – und so tief drinsteckt wie sonst nur die Politik und die Wirtschaft und die Kirche und die Vernunft. Aber eins nach dem anderen.

Die «Phantasie ist optisch totgeschlagen» schreibt das Magazin also. Zwar geht es bei dem Satz um die Wollust und die viele nackte Haut in all den medialen Medien, doch ist die Formulierung allgemeingültig. Der Beweis für kampflos zugelassenen Phantasieverlust findet sich täglich, so kürzlich bei der «Hallodri-Sex-Debatte» im «Blick». Hundstage, und das schon Anfang Jahr.

Es ist leider auch nicht als hoffnungsvolles Zeichen zu werten, wenn dieselbe Zeitung (pff, Zeitung!) tittet, pardon, titelt «Warum ist blond immer so peinlich?» und die gewiss rhetorische Frage mit viel Busenbildern von «exzessiven Blondinnen», die «ausladend einladen», die «erst schwups, dann Schwips», so etwas wie beantwortet. Und wenn wir schon dabei sind, wird auch noch «Ex-Luder» (was immer das ist) Katie Price auf derselben Seite zitiert (oder was auch immer), sie würde ihrer Tochter, wenn sie achtzehn ist und Seite-1-Girl werden wolle, zuraten, «sie (also die Brüste, Anmerk. der Red.) auszupacken für die Kerle».

Vielleicht wird es mit schwindendem Niveau tatsächlich einfacher, Themen zu finden. Aber es lohnt sich, skeptisch zu bleiben. Sei es beim allzu oft frei erfundenen Weichspülerangebot vieler Medien, sei es bei politisch-wirtschaftlichen Furzideen und der gezielten Verblödung des Stimmvolks durch gewisse Parteien. Denn was sie einem gerne verschweigen, diese Strolche: Selber denken tut nicht weh. Wer Fragen stellt, wird nicht aus der Gemeinschaft ausgeschlossen. Und wer Gehalt fordert, fördert Inhalt – egal wo.

Lassen wir uns also nicht Ressentiments einreden oder bei Abstimmungen austricksen und erinnern uns: Es ist der Neid, der laut «Spiegel» das «Schlechteste aus uns herausholt». Diese «schleichende gelbe Todsünde» sei derart unterste Schublade, dass niemand darin wühlen möchte und niemand sie eingestehe. Deshalb wüte er umso zerstörerischer – und das jede Woche neu in der modernden Verkleidung der Yellowpress am Kiosk.

THE MEN WHO STARE AT GOATS

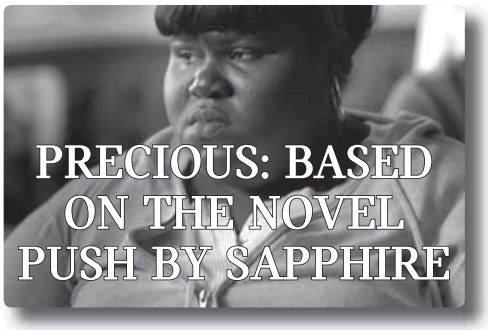
Die besten und skurrilsten Geschichten schreibt bekanntlich das Leben. Etwas heikler wird es, wenn sich ein Film auf wahre Begebenheiten bezieht – denn was ist schon Wahrheit? Aber ein richtig absurdes Potenzial ergibt sich erst, wenn sich nachprüfbare Kriegsgeschichte und fanatischer Glaube an Übersinnliches zum Ringelreihe die Hände reichen. Wem das nicht bereits zu grotesk ist, wird sich allerdings im Film «The men who stare at goats» köstlich amüsieren. George Clooney, Ewan McGregor, Jeff Bridges und Kevin Spacey tun das ihre, um den Film wenigstens optisch zum Erlebnis zu machen. Allerdings beweist «The men who stare at goats» einmal mehr, dass auch eine Traumbesetzung mit Steilvorlage Unausgegorenes nicht retten kann.

Bei den besagten Männern, die Ziegen anstarren, handelt es sich um Mitglieder einer US-Spezialeinheit, die über übersinnliche Fähigkeiten verfügen und die durch das besagte Starren das Herz eines Tieres zum Stillstand bringen können – unter anderem. Die Einheit, zu der Lyn Cassady (Clooney) und Larry Hooper (Spacey) gehörten, wurde in den 80er-Jahren von Bill Django (Bridges) aufgebaut, später jedoch aufgelöst und erst nach 9/11 wieder ins Leben gerufen, rechtzeitig zur US-Invasion im Irak. Durch Zufall trifft der Journalist Bob Wilton (McGregor) auf Cassady und lässt sich nach erstem Unglauben immer tiefer in einen Schlamassel aus bizarrem Kriegsalltag und überspannter Parapsychologie ziehen.

Unfug? Humbug? Realsatire? Schwer zu sagen. Immerhin basiert der Film auf dem gleichnamigen Buch des britischen Journalisten Jon Ronson, der sich intensiv mit den realen Forschungen der US-Armee über New Age und dem möglichen militärischen Nutzen des Paranormalen beschäftigte. Doch das Grundproblem des Films ist ein anderes und beginnt schon kurz nach dem durchaus unterhaltsamen Einstieg.

Denn irgendwann haben alle die Übersicht verloren, worum es denn nun eigentlich geht. Handelt es sich bei «The men who stare at goats» um Kriegskritik oder Politsatire, um das Drama einiger Verblendeter oder schlicht um eine Komödie? Irgendwo steckt der Wurm drin, und eh man es sich versieht, ist die Geschichte auch schon zu Ende. Was bleibt, ist ein Schulterzucken. (sjw)

Der Film dauert 94 Minuten und kommt am 11. März in die Kinos.



PRECIOUS: BASED ON THE NOVEL PUSH BY SAPPHIRE

«Precious» ist eine Wucht. Die Geschichte ist niederschmetternd und ein tief erschütterndes Beispiel dafür, wie grausam und zerstörerisch gerade jene Menschen sein können, die einem am nächsten stehen.

Der Film handelt vom Leiden und vom Kampf um Selbstbestimmung der sechzehnjährigen Clareece «Precious» Jones (umwerfend: Gabourey Sidibe) im New York der achtziger Jahre. Das Mädchen hat denkbar schlechte Voraussetzungen: Sie ist schwer übergewichtig, zum zweiten Mal schwanger von ihrem eigenen Vater und wird physisch und psychisch misshandelt von der Mutter (beklemmend: Mo´Nique Imes-Jackson). Als Analphabetin hat sie in dieser Welt zudem null Perspektiven und noch weniger Selbstwertgefühl. Als einzige Flucht bleibt ihr eine Traumwelt, in der sie als bejubelter Showstar im Mittelpunkt steht - doch nicht einmal dort schafft sie es zu glauben, dass ihre Mutter sie lieben könnte.

Als Precious wegen ihrer Schwangerschaft von der Schule fliegt und das Sozialamt auch noch die Sozialhilfe unterbricht, scheint die Katastrophe besiegelt. Nur dank der aufmerksamen Schulleiterin erhält Precious noch eine Chance. Sie kann in einer Art Sonderschule bei der engagierten Lehrerin Mrs. Rain (Paula Patton) in einer kleinen Klasse das Lesen und Schreiben nachholen – und wird zum ersten Mal in ihrem Leben als Mensch und nicht als Objekt wahrgenommen. Precious, die anfänglich nur nuschelt macht eine erstaunliche Veränderung durch. Doch je mehr sie sich emanzipiert, desto stärker wird sie von der Mutter verfolgt, die in ihrem (Selbst-)Hass auch vor den Enkeln nicht halt macht.

Trotz seiner düsteren Thematik und schockierend realistischen Darstellung einer endlosen Gewaltspirale ist der Film «Precious» aber auch ein Mahnmal der Hoffnung da er – mit den Worten eines US-Kritikers ausgedrückt – die «Geburt einer Seele» zeigt. Die gleichzeitig frustrierende und erhebende Geschichte zeigt, dass es für eine Veränderung oft weniger braucht als man glaubt. Nicht nur wegen der brillanten schauspielerischen Darstellungen wird der Film von Regisseur Lee Daniels seit seiner Aufführung 2009 am Filmfestival in Sundance deshalb zu recht mit Nominationen und Preisen überschüttet. Sjw

Der Film dauert 110 Minuten und kommt am 18.3. ins Kino.

Grosses Kino

The Marsdreamers

Von Morgane A. Ghilardi – Utopien, Träume und Fakten zum Mars

Die Suche nach Leben auf dem Mars steht im Mittelpunkt von Richard Dindos Dokumentarfilm «The Marsdreamers». Damit ist jedoch nicht nur die Suche nach Lebensformen gemeint, sondern auch die Suche nach Möglichkeiten, menschliches Leben auf dem roten Planeten zu erlauben.

Der Mars, der eine riesige, zerklüftete Wüste ist, stellt das Zukunftsbild der Erde dar. Wenn das Klima auf der Erde sich weiter zum Schlechteren verändert, wird es mehr Wüsten geben, und die Wetterverhältnisse weltweit werden für Menschen immer unerträglicher werden. Der Mars als Reflektion der Erde soll uns zur Besinnung bringen.

Es werden Astrophysiker, Astrobiologen, SciFi-Autoren, Geologen, Astronauten und viele mehr interviewt, für die eine Reise zum Mars die Erfüllung aller Träume wäre. Eines haben die meisten gemeinsam: Sie würden ihr Leben geben, um den sandigen Planeten betreten zu können. Natürlich wäre es schwer, ihr Leben auf der Erde aufzugeben, aber sogar wenn sie wüssten, dass es kein Retourticket gäbe, würden sie das ebenso wunderbare wie potenziell lebengefährliche Abenteuer antreten. Es fragt sich, wieso. Um in die Geschichte einzugehen, sagt einer. Um das Überleben der Menschheit zu sichern, meinen andere. Ihre Leidenschaft und Opferbereitschaft ist so oder so beeindrukkend.

Während einige die Kolonialisierung des Mars als Neustart für die Menschheit sehen, denken andere jedoch, dass wir zuerst den Umgang und Respekt für unseren Planeten lernen müssen. Viele der Befragten gehören der Mars Society an, deren Zweck es ist, weltweit subventionierten Marsforschungsprojekten Unterstützung zu bieten und auch selbst Forschung zu betreiben. Sie will ein öffentliches Bewusstsein für die Marsforschung erschaffen.

Die eher emotionalen und utopischen Aussagen einiger Träumer kontrastieren mit den Beiträgen von Wissenschaftlern, die nicht nur träumen, sondern konkret an Projekten arbeiten, die das Leben auf dem Mars ermöglichen sollen. Ein Weltraumarchitekt demonstriert, wie man Lebensräume auf einem fremden Planeten entwirft. Ein Physiker zeigt, wie Menschen eine Kolonie auf dem Mars aufbauen könnten. Ein Astroingenieur erklärt, wie eine Landung auf dem Mars aussehen könnte.

Es fallen auch Begriffe wie Terraforming, was heisst, dass man den Boden und die Atmosphäre eines Planeten so verändert, dass neue Ökosysteme erschaffen werden können. Zum Beispiel haben sich Wissenschaftler gedacht, dass sie den Treibhauseffekt nutzen könnten, um die Atmosphäre des Mars aufzuwärmen, um somit Planzen- und Tierleben zu ermöglichen. Es ist ein Konzept, welches man schon aus der Welt des Science-Fiction kennt. Vieles in diesem Film wirkt wie aus einem SciFi-Film; die Vorstellung, dass die Menschheit irgendwann die Erde verlässt und auf einem anderen Planeten oder in einem anderen Sonnensystem nach Lebensraum sucht, bekommt aber plötzlich Hand und Fuss. Es sind noch viele Hürden, die überwunden werden müssen, aber die Wissenschaft kann offensichtlich aus den Träumen konkrete Fakten machen.

Teilweise wirken diese Marsbesessenen etwas exzentrisch, zum Beispiel, wenn sie im Raumanzug durch die Wüste in Arizona laufen und Steine sammeln. Doch das zeigt eigentlich nur, wie ernst sie es meinen. Jeder Tag ist Vorbereitung und Training. Jeder Tag bietet die Gelegenheit, weiterzuträumen und zu hoffen.

Dindo präsentiert mit den «Mardreamers» ein bewundernswertes Mass an Hingebung und Hoffnung. Der Regisseur hat sich schon oft mit Träumen und Utopien auseinandergesetzt. In diesem Film geht es nicht nur um einen Neustart auf einem anderen Planeten; es geht auch um dem Wunsch, dass die Menschen lernen, besser mit dem Planeten umzugehen, den sie bewohnen. Aufnahmen und computergenerierte Bilder des roten Planeten, die mit futuristisch schöner Musik unterstrichen sind, nehmen den Zuschauer mit auf die Reise. Der Film lässt einen mit dem Gedanken zurück, dass der eine oder andere unserer Enkel oder Urenkel vielleicht tatsächlich einen Sonnenaufgang auf einem anderen Planeten erleben wird. Man ist sich bewusst, dass noch sehr viel Zeit und Geld in das Projekt Mars gesteckt werden muss, aber dank der Bemühungen und den Träumen der Marsdreamers, könnte aus Science-Fiction bald Realität werden. Die Schritte weniger Menschen in der roten Wüste werden ein weiterer grosser Schritt für die Menschheit sein.

Regie: Richard Dindo. 2009, CH/F. «The Marsdreamers» ist jetzt in den Kinos.

cinématte

www.cinematte.ch / Telefon 031 312 45 46

restaurant · bar kino

Fatih Akin Der Hamburger Deutsch-Türke Fatih Akin hat frischen Wind in die deutsche Kinolandschaft gebracht. Nach dem wunderbaren Roadmovie Im Juli verfilmte er Ruth Toma›s Drehbuch Solino. Der Film erzählt vom Aufstieg und Zerbrechen einer italienischen Einwandererfamilie im Ruhrpot der 60er bis 80er Jahre. Das Schicksal der Familie steht exemplarisch für das der Gastarbeiter und sicherlich auch für das von Akins eigener Familie. Im preisgekrönten Gegen die Wand entwirft Akin virtuos und kompromisslos das hochemotionale Drama zweier Deutschtürken auf der Suche nach Identität. Kebab Connection und Crossing the Bridge - The Sound of Istanbul runden das Programm im März ab.

Gentlemen Prefer Blondes Herzerwärmend und eiskalt geht es in unserem Blondinenzyklus mit Marilyn Monroe, Ursula Andress, Ginger Rodgers, Deborah Kerr, Carole Lombard, Sue Lyon und Greta Garbo weiter: Top Hat, Dr. No, Night of the Iguana, Some Like it Hot, To Be Or Not To Be, Ninotchka.

Berner Premieren: Au Loin des Villages Regie: Olivier Zuchuat; Dokumentarfilm; Tschad/2009, 35mm, Dajo/d/f, 76 Min. Im April 2006 flohen 13'000 Dajos und fanden Unterschlupf auf der Ebene von Gouroukoun im Osten des Tschad. Sie sind Überlebende des Krieges in Darfur. Sie haben ein Lager gebaut und eingerichtet, haben sich eingeschlossen und eine Form des Überlebens erfunden. Der Autor hat sich in dieses Gefängnis ohne Mauern begeben und erzählt in ruhigen, geduldigen Aufnahmen von der endlos wirkenden Zeit des Wartens. 4./8./18. März 18.30h

Trans-Cutucú - Zurück in den Urwald Regie: Lisa Faessler; Dokumentarfilm; Ecuador/2009, digital, OV/d/f, 90 Min. Das Bergmassiv Cutucú, im Süden des Amazonasgebietes in Ecuador, war bisher ein Schutzwall gegen die ökologische Zerstörung. Gleichzeitig war es aber auch ein Hindernis, das der Urbevölkerung den Zugang zur modernen Welt versperrte. Der Strassenbau bringt nun die Mobilität, welche den Abbau fossiler Ressourcen und den Ureinwohnern den gewünschten Anschluss an die zivilisierte Welt ermöglicht. Aber der Urwald verschwindet nach und nach... 11./22./29. März 18.30h

Kellerkino

www.kellerkino.ch / Telefon 031 311 38 05

Ab 11. März Vorpremière So 7. März mit Hans-Christian Schmid STORM von Hans-Christian Schmid, DE, DK, NL 2009, fic 110 Min, Orig/d/f

«Das Den Haager Kriegsverbrechertribunal drängt gewiss nicht mit vordergründigen Thriller-Qualitäten ins Kino. Umso erstaunlicher, was für ein packender, kluger und differenzierter Film hier gelungen ist!» *Kölnische Rundschau*

«Verloren, ungläubig, aber immer irgendwie gefasst, lässt Kerry Fox ein bodenloses Gefühl zu, das einem im Kino jeden Rückweg abschneidet. Man ist ausgeliefert. Die Wahrheit längst Verhandlungssache.» *Westfälischer Anzeiger*

Ab 18. März AIR DOLL von Hirokazu Kore-eda, Jap 2009, fic 125 Min, Jap/d/f - «Ich fand die eine Szene sehr erotisch, in der die aufblasbare Puppe eine Träne vergiesst wenn die Luft aus ihr herausströmt und sie sich dann von der Person, die sie liebt, wieder aufblasen lässt. Es ist Sex durch die Atmung, und ich wollte das filmisch und metaphorisch ausdrücken.» *Hirokazu Kore-eda*

«Da ist einmal mehr die Magie, das Feingefühl, die liebevolle Ironie von Kore-eda am Werk, sein Gespür für die menschliche Unsicherheit und die richtigen Fragen im falschen Moment... AIR DOLL ist ein Film über die Frage, was es bedeutet, ein Mensch zu sein, und was es allenfalls bedeutet, für andere ein Mensch zu sein...» *Michael Sennhauser*

Ab 21. März EL SISTEMA von Paul Smaczny und Maria Stodtmeier, F, DE, VZ 2008, doc 102 Min, Sp/d - «In bewegenden Bildern erzählt diese Dokumentation von einem naiven Traum, der gegen jede Logik tatsächlich Wirklichkeit geworden ist.» *Der Tagesspiegel*

«Meine Bewunderung für Abreus Einsatz im kulturellen und sozialen Bereich ist grenzenlos. Was er mit El Sistema und dem Simón-Bolivar-Jugendorchester erreicht hat, ist einfach einmalig auf dieser Welt. Wenn von der Musik in Venezuela die Rede ist, denken viele, dass da unten niemand wüsste, wer Mahler, Debussy und Beethoven sind. Aber es trifft das genaue Gegenteil zu. Dort wird die Musik als Grundbaustein des kulturellen Lebens des Landes angesehen.» *Claudio Abbado*

KINO kunstmuseum

www.kinokunstmuseum.ch / Telefon 031 328 09 99

Gescheiterter Geniestreich: Mit dem Herzinfarkt von Regisseur Henri-Georges Clouzot endete auch sein überambitioniertes Filmprojekt **L'enfer.** Die Filmspulen des Filmes, mit Romy Schneider und Serge Reggiani in den Hauptrollen, galten seit den Dreharbeiten 1964 als verschollen. Um ihren Verbleib rankten sich mehr oder weniger originelle Mythen. Bis zu ihrer Entdeckung durch die Filmschaffenden Serge Bromberg und Ruxandra Medrea. Aus den 15 Stunden Material (183 Filmbüchsen) schnitten Bromberg und Medrea eine Collage, welche die tatsächlich grossartigen Fragmente von Clouzots L'enfer zeigt, aber auch die alptraumartigen Drehbedingungen des megalomanischen Projekts erkennen lässt: **L'enfer d'Henri-Georges Clouzot.** Das Kino Kunstmuseum zeigt das am Filmfestival in Cannes 2009 frenetisch gefeierte Werk als Premiere und präsentiert eine kleine Filmreihe, die gewissermassen sein künstlerisches Umfeld absteckt: Mit **La piscine** und **La ronde** stehen zwei Filme auf dem Programm, die das schauspielerische Potenzial von Romy Schneider und Serge Reggiani ergründen. Z zeigt exemplarisch das Talent von Costa-Gavras, der für L'enfer als Regieassistent eine wichtige Rolle spielte. Mit **Playtime** von Jacques Tati zeigen wir ein weiteres Beispiel für die kongeniale Bildgestaltung von Andréas Winding, der bereits für L'enfer hinter der Kamera stand. Ab 6. März im Programm.

Eine weitere Premiere im Märzprogramm ist Zoran Solomuns Dokumentarfilm **Super Art Market:** Der Film sorgte im letzten Jahr an der Berlinale für viel Aufsehen. Er beleuchtet das Geschäft des neuen Geldadels an den Kunstmessen weltweit: Miami, Basel, Berlin, London, New York, der in den Jahren 2002 bis 2008 mit Bildern und Skulpturen spekulierte als seien die Kunstwerke Aktien. Die Hauptprotagonisten dieser neuen Welt waren nicht mehr die Künstler, sondern die Galeristen. Ab 13. März im Programm.

KINO in der Reitschule

www.reitschule.ch / Telefon 031 306 69 69

Migration – Leben in der Fremde Das Kino in der Reitschule zeigt im März verschiedene Filme, die sich in differenzierter Weise mit Identitäten, spezifischen Problemen von Aus- und Einwanderung, auseinandersetzen und die Heterogenität der Migrationsgründe und Menschen aufzeigen.

Isabelle Stüssi begleitete in ihrem Film **Por Amor** (Fr, 5. / Sa,13.3., 21h) ein Jahr lang drei binationale Paare und ihre Familien in ihrem Alltag. Sie erzählen ihre ganz persönlichen Liebesgeschichten, aber auch welchen Problemen sich binationale Paare stellen müssen. Der Film hinterfragt nicht nur gängige Klischees und will wissen, was diese drei Frauen für die Liebe zu einem Schweizer Ehemann aufgaben, sondern ist auch eine Liebeserklärung an die Liebe selbst. **Am Fr, 5.3.10 in Anwesenheit der Regisseurin.**

Wanakam von T. Isler (Sa, 6./Fr, 12.3., 21h) porträtiert Menschen aus Sri Lanka, die heute in der Schweiz leben. Der Film schildert den zermürbenden Kampf von Tamilen in der Schweiz um Bewilligungen und Arbeit, um Reiseerlaubnis und Ausbildung. Das Zusammentreffen, teils Aneinanderprallen kultureller Werte wird eindrücklich dargestellt.

Ein Film über die pakistanische Community in England ist **Yasmin** von K. Gleenan (Fr, 19./26.3., 21h), der äusserst differenziert und bisweilen sogar humorvoll die gesellschaftlichen Veränderungen der muslimischen Immigranten nach dem 9. September 2001 aufzeigt.

Am Sa, 20.3., 21h zeigen wir **Einspruch I-V.** R. Collas «Einsprüche» bringen das Thema Flucht in wenigen Minuten auf den Punkt. Alle fünf Kurzfilme greifen reale Ereignisse auf und zeigen, wohin die Schweizer Asylpolitik führt. Im Anschluss läuft Nem-Nee – Asylrecht von C. Heller, ein Dokumentarfilm über die aktuelle Entwicklung in Sachen Asylrecht und deren Auswirkungen auf die betroffenen Menschen.

DOK Film: Do, 4.3. und 18.3.,20.30h: **Space Tourists**

Kinderfilm: So, 7.3.,13.30h: **Heidi**

UNCUT – Warme Filme am Dienstag: 9.3.: **CIAO** und 23.3.: **AND THEN CAME LOLA**

LICHTSPIEL

www.lichtspiel.ch / Telefon 031 381 15 05

Eine Filmgeschichte in 50 Kapiteln: Zum Auftakt der zweiten Runde der filmgeschichtlichen Reihe entführt Carmine Galleones Stummfilm **Fior di male** aus dem Jahr 1915 auf eine filmische Reise durch die Klassengesellschaft im Italien des frühen 20. Jahrhunderts. Vorprogramm: Kurzfilme aus den Jahren 1900-1910. (Mi 17.3., 20h). Im Stummfilmklassiker **Intolerance** (USA 1916) von David Griffith werden vier Geschichten in einer einzigartigen Weise erzählt, die die Zeitreise möglich erscheinen lässt (Mi 31.3.,20h). Beide Programme werden von Christian Henking am Piano begleitet.

Director's Choice: Die Abteilung Film der Schule für Gestaltung lädt ein zum Kurzfilmabend und zur Diskussion mit den Regisseuren **Mischa Hedinger und Christoph Wagner.** www.sfgb-b.ch (Mi 3.3., 20h).

Museumsnacht: Zusammen mit dem Spielzeuglaboratorium von **Babu Wälti** präsentieren wir in **Augentricke** aussergewöhnliche Filminstallationen, stellen wunderliche Betrachtungseinrichtungen aus der Urzeit der Kinomatografie aus unserer Sammlung vor und zeigen Making Of's aus der vordigitalen Trickfilmzeit. (Fr 19.3., 18h-02h) Über 30 weitere Institutionen öffnen an der Museumsnacht ihre Türen. (www.museen-bern.ch)

Wunschfilm: Im israelischen Film **Walk on Water** (2004) von Eytan Fox wird der Mossad-Agent Eyal auf einen ehemaligen Nazi-Offizier angesetzt. Als Touristenführer getarnt, lernt er Axel, den Enkel des Verbrechers, kennen. Auf ihrer Reise entsteht eine Freundschaft, bis Eyal herausfindet, dass Axel schwul ist. (Di 30.3., 20h)

CinemAnalyse: In der aussergewöhnlichen Dokumentation **Le pays des sourds** (F 1992) erzählt Nicolas Philibert die Lebensgeschichten einer Gruppe Jugendlicher, die von Geburt an ganz oder beinahe gehörlos sind. Virtuosen, in ihrer eigenen Welt. (Do 25.3., 20h)

Sortie du Labo: Von klein auf wird der Wunderknabe Wolfgang im Film **Frühlingslied / S›Vreneli vom Eggisberg** (BRD/CH 1954) von seinem Onkel derart gefördert, dass er zur Erholung im Berner Oberland kuriert werden muss. Das gesunde Landleben korrigiert die städtischen zivilisatorischen Fehlentwicklungen. (Mi 24.3., 20h)

FILMPODIUM BIEL/BIENNE

www.pasquart.ch / Telefon 032 322 71 01

...Denn sie wissen nicht was sie tun Der Titel für unsere neue Filmreihe ist dem Film von Nicolas Ray entnommen, dem berühmten Klassiker mit James Dean, **Rebel Without a Cause,** der am 26. Februar den Auftakt zum Programm macht.

Die Filmreihe über die Beziehung zwischen Erwachsenen, Pädagoginnen und Erziehern einerseits und jüngeren Generationen andererseits soll zum Nachdenken über die Jugend im Brennpunkt von Gewalt, Aufbruch und Liebe anregen. Das Aufbegehren der Jugend in den 80er Jahren, Gewalt in den Schulhöfen, die Dramen und Traumas, die Erziehung hervorrufen kann, aber auch Beispiele davon, wie eine konstruktive und kommunikative Schulbildung aussehen könnte, davon erzählen unsere ausgewählten Filme.

Unter anderen zu sehen: **Rebel without a Cause:** Das Aufbegehren der Jugend, verkörpert durch den unsterblichen James Dean. In Andreas Bergers 1990 gedrehten Film **Berner Beben** gehen die Jungen mit einer kreativen Wut auf die Strassen, und reissen alles nieder, was einengt. Gus van Sants **Elephant** erinnert an die Bluttat von 1999 an der Columbine High School in Littleton, USA. **Etre et avoir** und **Entre les murs** beweisen, dass es in Schulstuben auch friedlicher zugehen kann. In den Filmen von Pedro Almodóvar **La mala educación** und Michael Haneke **Das weisse Band** wird offensichtlich, wie sich eine konservative und bigotte Erziehung auf die Zukunft Jugendlicher auswirkt. **10 cinémas en fête:** Am 6. und am 7. März feiern die Kinos des Juras, des Berner Juras und das Filmpodium zusammen, und laden alle ZuschauerInnen ein, sich für 10 Franken pro Tag gleich 3 Filme anzusehen: In Biel mit **Les quatre cents coups** von François Truffaut, der in seinem Erstlingswerk ein einfühlsames und zum Teil autobiographisches Porträt eines Heranwachsenden in Paris erzählt; mit **Billy Elliot**, der seine Boxhandschuhe gegen Balletschuhe eintauscht und sich in die Herzen des Publikums hinein tanzt und mit **Freedom Writers:** Hilary Swank spielt darin eine idealistische Highschool-Lehrerin, die rivalisierende Ghetto-Kids reformiert.

INTERMEZZO

Von Jägern und Sammlern

Von Isabelle Haklar

Wie kommt es, dass des Schweizers Porte-monnaie stets dicker und dicker wird, obgleich die Wirtschaftslage zurzeit nicht die Beste ist?

Eine mögliche Erklärung dafür wäre, dass wir auch heute noch Jäger und Sammler sind. Punktesammler und Schnäppchenjäger. Denn nur wer eifrig Punkte sammelt, Doppelte und Dreifache, je nach Tag, erbeutet Schnäppchen. Schnäppchen in Form von Töpfen, Gutscheinen, Gratiskaffees oder kostenlosen Besohlungen..

Voraussetzung für eine reiche Beute sind Karten. Karten, die die Geldbörse auf- oder im schlimmsten Fall überquellen lassen. Karten, nach denen man praktisch überall immer und immer wieder gefragt wird, die mittlerweile fast alle unaufgefordert und freudig an der Kasse aus ihren Geldbörsen klauben und vorweisen.

Ich habe nichts vorzuweisen, muss Verkäuferinnen und Verkäufern tagtäglich eine Abfuhr erteilen.

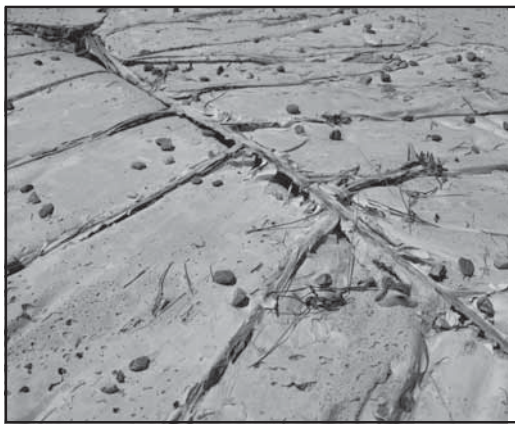
Denn ich möchte weder von einer Bonuskarte der Apotheke nahe dem Zytglogge noch vom Kaffeepass einer Bäckerei profitieren. Ich ziehe die freie, spontane Apothekenwahl der Aufgezwungenen vor, da ich nicht mit triefender Nase bis zum Zytglogge rennen will, nur um zu punkten. Auch will ich mich nicht innert kürzester Zeit durch zehn Kaffees trinken müssen, sodass mir dann der Elfte, Gratiskaffe, fast hochkommt. Und nein, ich möchte auch nicht noch ein x-beliebiges Schönheitsprodukt en plus kaufen um so den Mindestbetrag von 25 Franken zu erreichen, den es benötigt um einen Stempel auf einem Pappkärtchen zu erhalten. Und das Sammeln von Flugmeilen überlasse ich lieber George Clooney.

Auch an kartenlosen Aktionen nehme ich eher ungern teil. So bin ich dann auch nicht an Combo-Angeboten, die aus einem Hot Sandwich, einem Getränk meiner Wahl und einer etwas traurig aussehenden Frucht bestehen, interessiert. Weiter kann ich mich nur schwer mit dem Gedanken anfreunden, zu später Stunde zwei grosse Sandwichs zum Preis von Einem zu erwerben, da mein Magen eh bereits nach zwei Sandwichdritteln an die Grenze seiner Aufnahmefähigkeit stösst und zu rebellieren beginnt.

Murmeln oder Sticker nehme ich, wie ich oft so schön gefragt werde, für gewöhnlich auch keine – es sei denn, es handle sich beim angebotenen Sticker um das Bildchen eines knackigen Kickers, was bis jetzt leider noch in keinem Geschäft der Fall war. Und für Goldpunkte habe ich ebenso wenig übrig wie für das SVP-Propagandablatt, das erst neulich unaufgefordert seinen Weg in meinen Briefkasten und danach postwendend ins Altpapier fand.

Etwas im Widerspruch zu den Antiprofitierprinzipien, für die ich mich eben stark gemacht habe, steht meine gelegentliche Annahme von Fünffranken-Bons für die um ein «M» bessere Ladenkette oder die Entgegennahme einer jüngst erhaltenen, bereits vollen Trophypunkte-Karte, eines mir nahe stehenden, eifrigen Sammlers.

Nichts desto Trotz wünsche ich allen Kartenliebhabern, dass ihre vollgepunkteten Juwele niemals einem Trickdieb zum Opfer fallen werden.



interwerk gmbh
Kulturmanagement | Consulting

Sandrainstrasse 3 | CH-3007 Bern

Telefon +41(0)31 318 6050
Fax +41(0)31 318 6051
Email info@interwerk.ch
Web www.interwerk.ch

Kommunikationskultur in der Kulturkommunikation

IMPRESSUM

Herausgeber: Verein WE ARE, Bern **Redaktion:** Lukas Vogelsang (vl); Anna Vershinova // Heinrich Aerni, Peter J. Betts (pjb), Luca D'Alessandro (ld), Morgane A. Ghilardi, Isabelle Haklar, Guy Huracek (gh), Florian Imbach, Nina Knecht, Ruth Kofmel (rk), Michael Lack, Irina Mahlstein, Pascal Mülchi, Barbara Neugel (bn), Fabienne Nägeli, Konrad Pauli, Eva Pfirter (ep), Jarom Radzik, Barbara Roelli, Anna Roos, Alexandra Portmann, Karl Schüpbach, Kristina Soldati (kso), Miriam Suter (mis), Willy Vogelsang, Ralf Wetzel, Simone Wahli (sw), Simone Weber, Sonja Wenger (sjw), Gabriela Wild (gw), Ueli Zingg (uz).

Cartoon: Bruno Fauser, Bern; **Kulturagenda:** kulturagenda.ch; ensuite - kulturmagazin, allevents, Biel; Abteilung für Kulturelles Biel, Abteilung für Kulturelles Thun, Werbe & Verlags AG, Zürich. **Korrektorat:** Kerstin Krowas

Abonnemente: 77 Franken für ein Jahr / 11 Ausgaben, inkl. artensuite (Kunstmagazin) Abodienst: 031 318 6050 / abo@ensuite.ch ensuite – kulturmagazin erscheint monatlich. **Auflage:** 10 000 Bern, 20 000 Zürich

Anzeigenverkauf: inserate@ensuite.ch **Layout:** Lukas Vogelsang **Produktion & Druckvorstufe:** ensuite, Bern **Druck:** Fischer AG für Data und Print **Vertrieb:** Abonnemente, Auflage in Bern und Zürich - ensuite 031 318 60 50; **Web:** interwerk gmbh

Hinweise für **redaktionelle Themen** erwünscht **bis zum 11. des Vormonates.** Über die Publikation entscheidet die Redaktion. Bildmaterial digital oder im Original senden. Wir senden kein Material zurück. Es besteht keine Publikationspflicht. **Agendahinweise** bis spätestens am **18. des Vormonates über unsere Webseiten eingeben.** Redaktionsschluss der Ausgabe ist jeweils am 18. des Vormonates (www.kulturagenda.ch).

Die Redaktion ensuite - kulturmagazin ist politisch, wirtschaftlich und ethisch unabhängig und selbständig. Die Texte repräsentieren die Meinungen der AutorInnen, nicht jene der Redaktion. Copyrights für alle Informationen und Bilder liegen beim Verein WE ARE in Bern und der edition ensuite. «ensuite» ist ein eingetragener Markenname.

Redaktionsadresse:
ensuite – kulturmagazin
Sandrainstrasse 3; CH-3007 Bern
Telefon 031 318 60 50
Fax 031 318 60 51
E-Mail: redaktion@ensuite.ch
Web: **www.ensuite.ch**